

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1950 HEFT

5



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART



# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege  
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes  
herausgegeben von Ernst Müller*

1950

1. Jahrgang

Fünftes Heft – September/Okttober

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung

HELMUT DÖLKER  
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER  
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP  
für Architektur

OTTO HERDING  
für Geschichte

ERNST MÜLLER  
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL  
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird nur an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt 18 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind an die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes e. V., Stuttgart, Urbanstraße 16, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Verlag Eugen Wahl, Stuttgart, Urbanstraße 35; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

*Titelbild:* Blick in die Hochbrücktorstraße in Rottweil. Aufnahme: Holtmann.

## INHALT

|                                                                                                                                                                                                                                                         |     |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Oberes Donautal im Herbst.<br><i>Von Werner Walz</i> .....                                                                                                                                                                                              | 193 |
| Spätherbst-Morgen. <i>Von Adolf Schabl</i> ..                                                                                                                                                                                                           | 193 |
| Gebaute Geschichte in Rottweil.<br><i>Von Ernst Müller</i> .....                                                                                                                                                                                        | 194 |
| Schorndorf – Wiederaufbau einst.<br><i>Von Adolf Schabl</i> .....                                                                                                                                                                                       | 198 |
| Die hohenzollerischen Fürstentümer. Ein geschichtl. Rückblick zum 100. Jahrestag des Übergangs Hohenzollerns an Preußen. <i>Von Eberhard Gönner</i> ....                                                                                                | 202 |
| Am Eulenhorst. <i>Von Karl Digel</i> .....                                                                                                                                                                                                              | 207 |
| Die Eule im Volksglauben.<br><i>Von F. H. Schmidt-Ebhausen</i> .....                                                                                                                                                                                    | 211 |
| Sorgen um den Wald. <i>Von Otto Feucht</i>                                                                                                                                                                                                              | 213 |
| „Welsche“ Dörfer, „welsche“ Namen und „welsche“ Sprache in Württemberg-Baden. Zu den Jubiläumsfeiern unserer Waldenser <i>von Friedrich Vogt</i> ..                                                                                                     | 217 |
| Ein kleines Kapitel Dorfsprache.<br><i>Von Dieter Narr</i> .....                                                                                                                                                                                        | 219 |
| Wegweiser für die heimatliche Volkskunde .....                                                                                                                                                                                                          | 221 |
| Das württ.-badische Landeswappen.<br><i>Von Richard Schmidt</i> .....                                                                                                                                                                                   | 223 |
| In Memoriam.<br><i>Robert Gradmann von Peter Goeßler</i>                                                                                                                                                                                                | 224 |
| Mitteilungen des Schwäbischen Heimatbundes .....                                                                                                                                                                                                        | 226 |
| Hermann Mattern über Naturschutz / Was kann ich für den Heimatbund tun? / Mitgliederversammlung / Tagungen / Schwarzwaldfahrt / Tracht u. Brauch / Deutsche Hausforschung / Professor Bonatz / Mitteilung von und an Ortsgruppen / Bayrischer Heimattag |     |



## *Oberes Donautal im Herbst*

*Von Werner Walz*

In sanfter Schwingung läuft der ferne Wald  
Von Sonne überfleck't, an Farben bunter  
Als je rotgoldner Herbst besaß und drunter  
In Hügeln steckt das Dörflein, grau und alt.

Ein Wind weht längs der Donau, rau und kalt.  
Ein Weg führt wie ein Rätsel. Bunter  
Noch als der Herbst, sinkt nun die Sonne unter,  
Gewinnt das Sterben farbige Gestalt.

Erinnerung geht um von alten Tagen.  
Sie wächst im Walde, aus dem welken Duft.  
Um graue Felsenhäupter schweben Sagen.

Das Dunkel steigt vom Fluß, der Mond erwacht.  
Ein schwarzer Vogel schneidet durch die Luft  
Und Herbst und Land versinken in der Nacht.

## *Spätherbst-Morgen*

*Von Adolf Schabl*

Kahler Zweige  
spitze Knospen  
stehen in der kalten Bläue.  
Raschelnd fällt  
das letzte Blatt  
durch's Geäst –  
Tief betroffen  
kehrest du in dich  
und wirst inne,

daß sich wieder  
Kern und Schale schieden,  
spürest unter harter Hülle  
still geborgnen Lebens  
süß geheime Lust.  
Wohl behütet  
ruht der Keim,  
der aus deines Herzens Wärme  
leise schon gedeihen will –



# Gebaute Geschichte in Rottweil

Von Ernst Müller

Auf das Jahr hin ist die Gründung der Stadt Rottweil so wenig zu datieren, wie die Jubiläen der anderen schwäbischen Städte, die heuer alle das vielhundertjährige Wiederkehren ihres Stadtdaseins gefeiert haben. Aber eins steht fest: die frühere Reichsstadt am oberen Neckar hat ihr Mittelalter, ihre Blüte- und Glanzzeit, ja selbst ihren Gründungsplan am augenfälligsten und reinsten von allen Schwabenstädten bis auf den heutigen Tag bewahrt. Ihr Geschichtsschreiber und -Forscher, der hochbetagte, höchst verdienstvolle August Steinhauser, einer der letzten Humanisten vom alten Schlag, kann uns mit seinen vielfältigen gedruckten Niederschriften zum nüchternen Virgil dienen, wenn wir uns anschicken, einiges über seine Stadt zu schreiben, deren geschichtshaltiges Sein so überaus eindringlich an ihren sakralen und profanen Bauten ablesbar ist, sofern uns Steinhauser die nur eingeweihten Forschern zugängliche Aktenrunenkunde in knappen taciteischen Sätzen verdeutlicht hat.

Die älteste Siedlung schufen die Römer. Sie lag weitab vom heutigen Wohngebiet auf der Anhöhe zwischen dem Neckar und seinem ersten linken Nebenfluß, der Prim (der heutige Gutshof Hochmauren trägt in seinem Namen noch die Erinnerung an die von den Römern eingeführte Kunst des Steinbaus). Sie hieß Arae Flaviae (Altäre des Flavius), und Peter Goessler hat nicht nur die der Stellung zugehörigen Villen und das Bad, sondern auch zwei Kastelle 1913 dort ausgegraben und damit eine Forscherarbeit, die bis an das Ende des 18. Jahrhunderts zurückreicht, gekrönt. Was dort gefunden wurde, voran das berühmte Orpheusmosaik mit seinen 500 000 Steinchen u. a. ist heute im Heimatmuseum, dem Barockhaus der Herderer, gegenüber dem Rathaus in der Hauptstraße untergebracht. In Arae Flaviae erreichten die imperialen Römer im letzten Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts ihr erstes Etappenziel, das der Eroberung des rechtsrheinischen Germanien galt.

Die Alamannen und deren Geschichte, die seit dem 8. Jahrhundert mit der fränkischen zusammenfällt, haben, wie auch sonst, nur geringe sichtbare Spuren zurückgelassen, aber es ist sicher, daß die neuen Herren auf Teilen des alten Römergebietes siedelten, daß aber der Name Rottweil (in verschiedenen Schreibarten des 8.-10. Jahrhunderts) dem 750 gegründeten fränkischen Königshof, der ein Teil der

Bertholdsbaar gewesen ist, im Raum der heutigen Altstadt zugehört. Um 1100 erhielt das Dorf die dem Nebenpatron der Konstanzer Diözese geweihte Pelagiuskirche als der Nachfolgerin einer alten Hundertschaftskirche. Von ihr steht noch die dreischiffige Pfeilerbasilika, wie wir sie von Hirsau her kennen. Rings um das Dorf erstreckte sich das Königsgut bis in das Gebiet der späteren Stadt. Ottonen- und Stauferkaiser urkundeten gerne in ihrem Hof und verzinsten ihren Boden an den dörflichen Markt.

Zur Gründung der Stadt auf der von drei Seiten umschluchteten Landzunge über dem Neckar ist es durch den Zähringerherzog Konrad um 1140 dadurch gekommen, daß die „alte stette“ und ihr Markt in der Niederung für unzureichend erachtet wurden und die neue Lage der Befestigung die größten Vorteile bot. Zähringisch, das heißt nach Freiburger Vorbild, ist die heute noch klar das Stadtbild kennzeichnende achsiale Anlage des neuen Marktes von vier gleich großen „Orten“ oder Quadraten auf der gegen Westen ansteigenden Landzunge. Als der Zähringische Mannsstamm ausstarb, fiel die Gründung wieder dem nun von den Staufern verwalteten Königsgut zu. Der alte Siedlungsplan hat sich bis heute erhalten: Aneinandergeschlossene Häuser in den vier Baublöcken mit der Traufe gegen die zwei Hauptstraßen, – lockere Bauweise nur in den parallel laufenden Gassen –, mit gemauertem unbewohntem Untergeschoß und bewohnten Obergeschossen, die seit dem 16. Jahrhundert „Ausstöße“ oder Erker, an wichtigen Häusern über drei Stockwerke laufend, und Aufbauten besitzen. Dieses Achsenkreuz haben die Staufer ummauert, die Tore standen an den vier Enden der zwei Hauptstraßen, im Süden ist der 14 m tiefe Stadtgraben noch sichtbar, im Westen erhebt sich das staufische Waldtor (gegen den Schwarzwald) und, da wir uns an der einzigen nicht natürlich geschützten Stelle der Stadt befinden, bauten die Bürger unter Friedrich II. ein Vorwerk aus, das in Form eines Dreieckszwicks gegen Westen vorstößt und mit dem Hochturm als dem höchsten und das Ganze überwachenden Punkte endet. Der westliche und sein tiefstes Gegenstück, der östliche Mauerring über den Muschelkalkfelsen sind in der staufischen Anlage sehr gut erhalten.

Die vor dem östlichen Autor in der Flußschleife gelegene Vorstadt wurde gleichzeitig zum Schutze der dort ansässigen Mühlen- und Werkbetriebe ummantelt, so daß sich dem von der Alb her kommenden Wanderer der Anblick einer sich großartig gestuften und geschichteten Befestigung darbietet.

Die andern zwei Vorstädte sind heute überbaut.

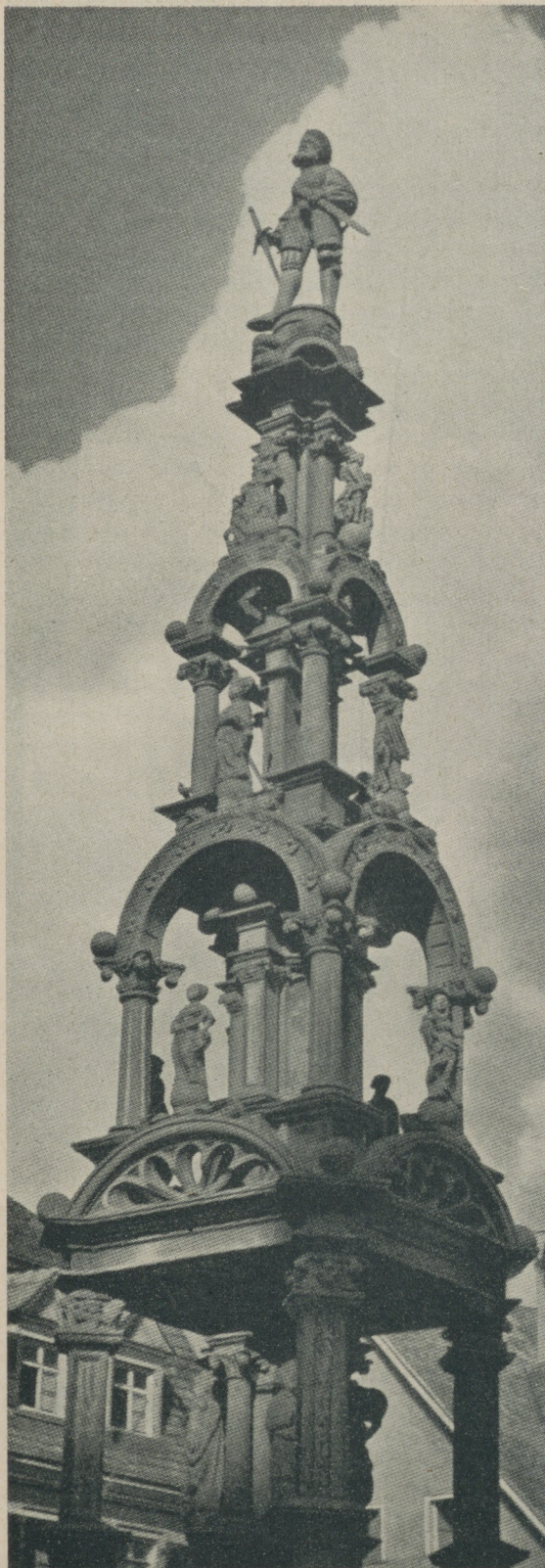




Rottweil: Bruderschaftsgasse mit Dominikanerkirche

Aufnahme: Holtmann





Rottweil: Marktbrunnensäule

Aufnahme: Holtmann

Der erste Turm eines Sakralbaues erhob sich im Nordwestquadrat auf der höchsten Stelle nahe der Stadtmauer. Es ist der heute noch sichtbare massige, staufische Turm der jetzigen Pfarrkirche (über die 1307 die Stadt das Patronat erhielt) zum Heiligen Kreuz, deren romanische Bauteile im frühen und späten 15. Jahrhundert zu einer der Stuttgarter Stiftskirche nachgebildeten schwäbischen Staffelhalle von bedeutenden Ausmaßen umgeformt wurden. Über dem Wandtabernakel im Chor befindet sich das älteste und schönste Wappen der Stadt: der aus geöffnetem Schnabel züngelnde Adler.

Das nördliche Ende des Quadrates schloß die 1268 geweihte erste gotische Kirche der Dominikaner ab. Ihr turmloses, altes Gesicht und ihr hoher Chor – an Eßlingen erinnernd – sind noch unter dem barocken Kleid gut aufspürbar. Der Rottweiler Linseman baute diese Kirche 1753 in einen weiträumigen, hellen Saal um, und der Maler Joseph Wannenmacher gab der Decke ein Riesenfresko, das in prunkenden Farben das wichtigste Kriegsereignis der Reichsstadt, die Belagerung durch die Franzosen unter dem tapferen Marschall Guébriant in der letzten Epoche des Dreißigjährigen Krieges festhält. Der ganze Stolz der in der Reformation unerschütterlich dem alten Glauben treu gebliebenen Bürger und weißen Mönche, die etwa den damals vertriebenen Ordensbrüdern aus Ulm hier Obdach gewährten, spiegelt sich in dem Gemälde wieder, denn die Rottweiler beteten in der höchsten Not zu der Madonna in der Kirche, bis diese die Augen wandte (siehe die Rosenkränze haltenden Bürger auf dem Gemälde) und das Wunder geschah, daß der in einer Staatskarosse die Laufgräben durchfahrende Marschall von einer Kugel getroffen im Kloster an seiner Wunde verstarb, nachdem er sich vorher in die Rosenkranzbruderschaft hatte aufnehmen lassen. Die Marienhilfe preisen und verkünden darum auch die übrigen Fresken in der Kirche. Über dem Brand und dem Rauch in der belagerten Stadt glüht der marianische Gnadentrost.

Ein früheres und für das Stadtbild kennzeichnendes Beispiel der Marienverehrung ist der gegen 1350 fertige hochragende Kapellenturm im Südost-Quadrat, nahe dem Steilabfall. Allerdings sind die zwei Achtecke erst 125 Jahre später durch den Stuttgarter Stiftsbaumeister Auberlin Jerg aufgesetzt worden. Spricht der Fremde von Rottweil, so meint er zuerst und zunächst dieses erste von Straßburg und der oberrheinischen Kathedralarchitektur her berührte Zeugnis der schwäbischen Hochgotik, das gleichzeitig mit dem Turm Mariae, wie die Gottesmutter in der





Rottweil: Mühlen am Neckarufer, darüber Lorenzkapelle

Aufnahme: Holtmann

mittelalterlichen Litanei heißt, von Reutlingen in den Heimathimmel ragte. Ritter- und freier Reichsstadt-Geist reichen sich in ihm fromm die Hände.

Die Kapelle stand als schöner Kontrapunkt zu dem staufischen Ernst der Pfarrkirche mit der mystischen Rose, verschleiert durch ein Stabwerk, zwei hochschießenden Giebelndreiecken und einer Brüstung schaubar an seiner Westseite am belebten Markt. Die stummen quadratischen Wände der Turmgeschosse waren aufgelöst in symbolhaltigen Schmuck, und in der Vertikale und Horizontale, in einem bewegten Auf und Ab deutete die erste schwäbische Figurenplastik gotischer Herkunft an den Portalen den Besuchern die Heilsgeschichte in stark lehrhafter Anordnung der Apostel-, Propheten-, Christus- und Marienszenen, vom zwölfjährigen Jesus im Tempel, über die Bethlehem-Geburt bis zur Himmelfahrt und dem Jüngsten Gericht am Ende der Tage. Nur kleine Reste sind heute noch erhalten in den Bogenfeldern der Portale und den darüber sich erhebenden Wandteilen. Rottweil stand, als es die Kapellenplastik schuf, auf dem Zenith seiner Entwicklung als freie Stadtgemeinde. Es zog ober- und mittelhochrheinische Künstlersteinmetzen an, die so Bedeutendes schufen, daß es später an den Münstern von Gmünd, Eßlingen und Ulm nachgeahmt wurde.

Vieles ließe sich noch aus dem Kapitel der gebauten Geschichte deuten von den nachbarlichen Feudalen,

den Herren von Zimmern und den Grafen von Sulz, die stattliche Häuser in der Stadt besaßen; von den Mönchen, die mitten im Dreißigjährigen Krieg das erste schwäbische Gymnasium einrichteten; von dem riesigen Waldbesitz und den fünfundzwanzig zum Reichsstadtgebiet gehörenden Dörfern; vom spätgotischen Rathaus und den berühmten Malern (Konrad Witz) und Humanisten – doch wir wollen uns beschränken auf einen politischen Hinweis, der sich an der Figur des Reisläufers auf der Spitze des schönsten Renaissancebrunnens in Schwaben bestimmen läßt. Die alte gotische Säule ist an diesem Brunnen in luftige pyramidal sich verjüngende Stockwerke aufgelockert. Der Landsknecht ganz oben stellt einen Eidgenossen dar, der bekundet, daß die Stadt in den gefährlichen Zeitläuften der Reformation Bündnisse mit den freien Schweizer Kantonen einging und vielleicht sogar als Mitglied eines oberrheinischen Städtebundes zur Eidgenossenschaft gestoßen wäre, wenn die Bindung an die alte, nun habsburgische Kaisermacht nicht stärker gewesen wäre.

Der staufische Hochwächter mahnte die Bürger trotz aller politischen Veränderungen doch immer wieder an das alte Reich, mit dem auch diese stolze und schöne Stadt, die Stadt des kaiserlichen Hofgerichtes, blühte und verwelkte, bis sie im Zuge der napoleonischen Flurbereinigung dem Kurfürstentum Württemberg im Jahre 1803 eingegliedert wurde.





Schorndorf: Blick vom Kirchturm auf den Marktplatz

Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg

## Schorndorf - Wiederaufbau einst

Von Adolf Schabl

„Sind wie Ameisen, die Menschen auf der Erd’,  
Wird ihnen ihr schönes Berglein zerstört,  
Sie kommen gelaufen und stellen es her –“

Diese Worte des Chronos aus dem Schorndorfer Jahrhundertspiel, das neben dem Buch „Schorndorf und Daimler“ und dem „Heimatsbuch für Schorndorf und Umgebung 1950“ die Überraschung der Besucher der 700-Jahrfeier war, haben sich – soweit wir es verfolgen können – in Schorndorf dreifach bestätigt. Dreimal wurde die Stadt von schweren Bränden heimgesucht: am 24. November 1634, am 23. Mai 1690 und am 3. Dezember 1743. Jedesmal war man damit vor ein Werk gestellt, das man heute als eine große städtebauliche Aufgabe bezeichnen würde. Im Hinblick auf den Wiederaufbau der zerstörten Städte von heute liegt die Frage nahe, wie man sich unter ähnlichen Umständen damals verhielt.

Am 24. November 1634 brannte die ganze Stadt ab oder besser: aus. Denn stehen blieben die Keller und die gemauerten Erdgeschoße. Nur dem Schloß und dem Chor der nach 1477 von Jakob von Urach errichteten Stadtkirche samt der ehemaligen Marienkapelle vermochte das Feuer nichts anzuhaben. Damit hatte Schorndorf doch noch das Geschick Waiblingens ereilt, das am 8. September desselben Jahres ebenfalls durch Feuer völlig zerstört worden war. Es war die Zeit kurz nach der Schlacht von Nördlingen am 6. September 1634, als die Grafschaft Württemberg schutzlos den kaiserlichen Truppen preisgegeben dalag. Es war eine böse Zeit mit allen Plagen des Krieges und großer Trübsal, in der man die Prediger verstand, wenn sie von den apokalyptischen Schrecknissen sprachen.

Aber auch auf diese Untergänge folgte ein neuer Aufgang, und derjenige, welcher damals wieder ein Haus baute, wieder einen Acker kaufte und wieder ein Bäumlein pflanzte, sollte Recht behalten.

„Ex flammis rediviva“ (aus den Flammen wieder-



erstanden) konnte bereits 1653 J. G. Waltz sein Waiblingen nennen, wenn auch der Wiederaufbau nur langsam vonstatten ging, und zwar, beginnend 1640, mit je etwa einem Dutzend Wohnhäuser im Jahr, dann allmählich weniger. Noch 1645 war man so arm, daß man das Pfarrhaus Hohenacker abbrach und in Waiblingen wieder aufbaute, als man ein Dekanat nötig hatte. Der Wiederaufbau Schorndorfs wird unter nicht viel anderen Umständen vor sich gegangen sein. Hier wie dort war man beflissen, das noch Erhaltene so gut es ging zu verwerten. Man war dankbar für jeden Mauerstock, der noch stand.

Der Stadtplan erfuhr bei dem folgenden Wiederaufbau keine nennenswerten Veränderungen. Die Kirche, deren Langhaus durch Entfernung der Arkaden in einen Saal verwandelt wurde, wobei man die Kanzel an eine Längsseite stellte, konnte am 25. Juli 1660 geweiht werden. Bald wiederhergestellt wurde auch das Hauptgebäude des 1558 an Stelle einer Kapelle St. Georg errichteten Spitals; die Wirtschaftsgebäude tragen die Jahreszahlen 1683, 1685 und 1680. Unterhalb des Rathauses, das Lauben auf acht Säulen und eine hölzerne zweiläufige Freitreppe hatte, erstellte man 1657 die große Kelter mit sechs Bäumen. Ein weiterer, heute freier Raum in der unteren Stadt hatte übrigens ursprünglich ebenfalls eine Kelter, die Grafenkelter, für die später, am 14. September 1728, der Zimmermann J. M. Rau und der Maurer Th. Zingerle einen Überschlag mit Riß vorlegen. Die Zehntscheuer und das Bandhaus (Küferei und Kelter) der geistlichen Verwaltung, 1654 aufgerichtet von Werkmeister M. Wagner und Steinmetz J. Hirning, erhoben sich seitlich der 1650 von D. Steinbeck gestifteten Schule; der Fruchtkasten der geistlichen Verwaltung wurde 1744 durch Zimmermann B. Hengele und Steinmetz J. F. Moser neuerbaut.

1647, 1657, 1660, 1663, 1673, 1675, 1679, 1683 usw. sind die Jahreszahlen, die Schorndorfs Bürgerhäuser tragen. Sie zeigen, daß der Wiederaufbau der meisten Häuser in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts fällt. Mauerstöcke mit gekehlten Fenstern und profilierten Rundbogentüren erinnern an die Zeit vor dem Brand; doch sind die beliebten Maskenkonsolen fast durchweg aus der Neubauzeit. In der Moserstraße hat sich so gar ein verkümmertes Sitznischenportal erhalten, wie es am Spital voll ausgebildet zu sehen ist. Wo gemauerte Erdgeschosse fehlen, zeigen die maßstäblichen Verhältnisse an, daß man sich an die vorhandenen tief rechteckigen Grundrisse der alten Häuser hielt. Dieser Tatsache verdankt Schorndorf sein altertümliches Straßenbild mit dicht gedrängten Giebelhäusern in

engen Gassen. Man muß allerdings in die abseits des Hauptstraßenzugs gelegenen Viertel gehen, um das alte Schorndorfer Haus kennenzulernen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß dieses Haus ein Weingärtner- und Kleinbauernhaus in einem ist; Wohn- und Wirtschaftsräume liegen unter einem Dach. Zusammen mit der Form des schmalen Giebelhauses ergab sich somit ein Giebel-Einhaus. Einzige Öffnung ist in vielen Fällen das Scheuerntor, in das die Haustüre eingelassen ist. Man sehe sich etwa Römmelgasse 11 und 21, Schulstraße 16 und 18, Gottlieb-Daimler-Straße 16 an. Von der Tenne aus, die vereinzelt noch gewinkelte Decken, gestampften Leimboden und – im Stallteil – Pflasterung hat, führen Türen in die Ställe und den Keller. Ein „Schlauch“ zeigt den Weg in den Dachboden, der auch von außen über Speichertüren erreichbar ist. Eine Besonderheit des Schorndorfer Hauses ist das durch die Höhe der Tenne bedingte Zwischengeschoß über den Ställen, das zur Stapelung von Holz, Stroh usw. verwendet wird. Auch wo dieses Zwischengeschoß wegfällt, erinnert die Tatsache, daß der Rücksprung im Fachwerk erst über dem zweiten Geschoß einsetzt oder der gemauerte Unterstock zweigeschossig ist, an die alte Baugewohnheit. Bei ausgedehntem Weinbau erhielt wohl auch der Keller ein Tor nach außen, und bei breiterem Hausgrundriß, also wohlhabenderen Verhältnissen, konnte man auch eine eigene Haustüre machen; vielleicht auch, daß das Handwerk eine Tür in die Werkstatt notwendig machte. Hier sind alle Übergänge möglich. Eine Sonderform, die sich aus freieren räumlichen Möglichkeiten ergab, finden wir in Höll-Gasse 22, Gartenstraße 3 und Hirschgasse 15, durchweg Eckhäusern, wo das Scheuertor auf die Längsseite, also in die Querachse, gewandert ist. Römmelgasse 10 von 1683 zeigt sogar die kleinbäuerliche Traufhausform, wo alle Öffnungen, jede für sich, in einer Langseite liegen; auch hier übrigens wieder mit dem zweigeschossig gemauerten Erdgeschoß.

Am 23. Mai 1690 legte ein Soldat beim mittleren Tor ein Feuer, das 75 Gebäude zerstörte; der Brand vom 3. Dezember 1743 suchte die untere Stadt heim und vernichtete 130 Häuser. Es ist nun sehr aufschlußreich, daß der Wiederaufbau nach diesen beiden Bränden Veränderungen im Stadtplan mit sich brachte. Nach 1690 wurden die Höllgasse und die anschließende Konstanzerhofgasse breiter angelegt, nach 1743 wurde die Neue Gasse schnurgerade durch die alten Häuserzeilen gezogen. Städtebaulicher Mittelpunkt war übrigens seit 1726 das von G. Fr. Mayer erbaute Rathaus. Damit begann eine Entwick-



lung, die zum Städtebau unserer Tage führt, nur daß heute der technisierte Verkehr die Straßenführung bestimmt, wo früher ein Wille am Werk war, die Stadt in ein lebendiges Ganzes gleich einem gegliederten Leib zu verwandeln. Das Haus wird nicht mehr als Einzelkörper gewertet, sondern als Teil im Ganzen der Straße und seine Stirnseite als Fläche in der Straßenwand. Es ist wichtig, daß etwa im Falle von Kirchheim/Teck, das am 3. August 1690 durch einen Unglücksfall abbrannte, ein herzogliches Schreiben vom 4. August die Baumeister M. Weiß und P. Hertzler ausdrücklich darauf hinweist, daß die Stadt „vorhin gantz irregular gebawet und alles in einander gehenzt gewesen“ sei und man nun darauf achten solle, daß sie „künfftighin etwa widerumb regularer und in besserer Ordnung erbawet werden“ möchte. Bezeichnend war ferner, daß die von den genannten Baumeistern entworfene Bauordnung, die in gleicher Stockwerkshöhe gehaltenen Giebelhäuser, die keine Vorstöße haben durften, in eine Flucht band, so daß ein echt barockes, vereinheitlichtes Straßenbild entstand: man vergleiche damit die Schorndorfer Gottlieb-Daimler-Straße! In Nürtingen ging der Oberbauinspektor J. A. Groß d. Ae. nach dem Brand vom 13. 12. 1750 sogar so vor, daß er unter Abbruch einer größeren Häusergruppe ein Straßenachsenkreuz schuf, das große zusammenfassende Durchblicke gestattete. Auch hier wurden die Häuser übrigens ohne Vorstöße errichtet, einheitlich, mit den damals „modernen“, gebrochenen Mansart-Dächern, von denen unsere Mansarden ihren Namen haben: auch darin vergleiche man die Schorndorfer Gottlieb-Daimler-Straße!

Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob man in Schorndorf vor den Fachwerk-Häusern des ersten Wiederaufbaus oder denen des dritten steht. Dort ist jedes Haus eine selbständige Persönlichkeit, die sich durch Vor- und Rücksprung in den Straßenraum und durch überstoßende Geschosse innerhalb der Gemeinschaft abhebt. Hier geht das Ganze der Straßenwand vor dem Teil, dem einzelnen Haus. Nur die Giebel weisen in Richtung des Alten und geben der Gottlieb-Daimler-Straße ihren – trotz allem – schwäbischen Charakter. Von dieser Zeit an, also etwa seit dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts, hat man auch die Häuser verputzt, deren Fachwerk bis dahin frei lag. Man wird ihnen ihren Verputz lassen müssen, auf den hin sie geschaffen sind. Anders steht es mit den Fachwerkhäusern des 17. Jahrhunderts. Übergänge sind freilich möglich und um so schwerer zu bestimmen, als auch das nicht auf Verputz geschaffene Schorndorfer Fachwerk keinen fränkisch-ornamentalen,

sondern schwäbisch-konstruktiven Charakter hat. Nur in den Schweifungen der Streben usw. zeigt sich die barocke Freude an der lebendig geschweiften Linie.

Dem Architekten J. C. Rösler verdankt Schorndorf viele gelungene Freilegungen und im Grunde sein heutiges Aussehen als Fachwerkhäuser-Stadt. Seine beste Leistung war die Befreiung der Palmschen Apotheke vom späteren Verputz. Ihr Fachwerk stammt aus den Jahren des ersten Wiederaufbaus, abgesehen von dem Zwerchhaus von 1696. Den Anfang machte Rösler 1927 mit der Gauppschen Apotheke, die 1663 von Zimmermann J. Aimann erstellt worden war. 1938 war der ganze obere Marktplatz, der ehemalige Fruchtmart, freigelegt. Die jüngsten Freilegungen sind das Dekanat von 1682 und das Haus Konstanzerhofgasse 13. In vielen Fällen hat die Freilegung das Holz vor dem Verpumpt- und Verstocktwerden und damit das Haus vor dem Untergang gerettet. Die freigelegten Fachwerke sind von Rösler durchweg mit Ölfarbe gestrichen worden. Ehemalige Bemalung wurde erneuert. Diese hatte jedoch nie einen frei spielerischen Charakter, sondern beschränkte sich architektonisch-konstruktiv auf einen Farbstrich längs der Hölzer dem Putz entlang. Die seltsame Tatsache, daß das Fachwerk ursprünglich z. T. auch innen frei lag und bemalt war, verdient erwähnt zu werden. Ein Ortsbau-Statut, das vom Heimatverein der Stadt im Entwurf vorgelegt wurde, soll dafür sorgen, daß die Stadtverwaltung in Zukunft das Recht hat, unter Ersatz der Mehrkosten (15–20%), die Freilegung zu gebieten.

So bietet Schorndorf noch heute das unverfälschte Bild eines aus den besonderen landschaftlichen Gegebenheiten, nämlich Wein- und Ackerbau und dem Holzreichtum der Wälder, gewachsenen städtischen Gemeinwesens. Was das 18. Jahrhundert tat, war nur, diesem Gemeinwesen einen großen städtebaulichen Ausdruck zu verleihen. Wenn man unter Architektur die „Kunst der Zusammenordnung der Lebensräume“ (W. Supper) versteht, dann ist das Schorndorfer Stadtbild das Werk echt künstlerischer, gewordener Stadtbaukunst. Man müßte vermutlich zu den Menschen gehören, die die Schorndorfer Fachwerkhäuser bauten, um ahnen zu können, wie beängstigend, bedrohlich und fast unmenschlich Architektur sein würde, die nur die Maßstäbe der technischen Lösbarkeit, im Grunde der Maschinenschönheit kannte und als Grundlage für die „Kunst der Zusammenordnung der Lebensräume“ den Verkehr wählte.





Malerische alte Häuser in Schorndorf

Aufnahme: Holtmann



## Die hohenzollerischen Fürstentümer

*Ein geschichtlicher Rückblick zum 100. Jahrestag des Übergangs Hohenzollerns an Preußen*

*Von Eberhard Gönner*

Im April dieses Jahres waren es 100 Jahre, daß die beiden Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen von Preußen übernommen worden sind. Dieser Gedenktag läßt es angebracht erscheinen, einen Blick auf die Geschichte dieser zwei schwäbischen Territorien zu werfen, insbesondere auf die Vorgänge, die zur Abtretung der Länder geführt haben.

Die Gestalt Hohenzollerns, wie sie uns heute auf der Landkarte entgegentritt als ein schmaler Streifen von den Abhängen des Schwarzwalds über den Neckar, die Höhen der Schwäbischen Alb und die Donau hinweg bis nahe an den Bodensee, mit ihrer reichen Verästelung und mit ihren fünf En- und zehn Exklaven, umschließt das Gebiet der einst souveränen Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen. Den Kern des hohenzollerischen Gebietes bildete die Grafschaft Zollern um die Burg gleichen Namens. Urkundlich taucht der Name „Zollern“ zum erstenmal im Jahre 1061 in der Geschichte auf. Die Reichenauer Chronik berichtet aus diesem Jahre von dem Tod zweier Zollergrafen. Von den schwäbischen Zollern zweigte sich am Ende des 12. Jahrhunderts die Linie der Burggrafen von Nürnberg ab, die die Ahnherrn der brandenburg-preußischen Hohenzollern wurden.

Während des Mittelalters war der territoriale Besitz der Grafen von Hohenzollern – so nannten sie sich seit dem 14. Jahrhundert – manchen Veränderungen unterworfen. Im Jahre 1403 ging die Herrschaft Schalksburg, dreißig Jahre später das zwischen Hechingen und Tübingen gelegene Steinlachtal an Württemberg über. Der geviertete, schwarz-weiße Schild im Wappen von Balingen erinnert heute noch an die Zeit, da diese Stadt zollerisch war.

Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts betrieben die Zollergrafen eine zielbewußte Territorialpolitik. Eitelriedrich II., der seit 1504 das brandenburgische Erbkämmereramt innehatte, vergrößerte die Grafschaft um die Herrschaft Haigerloch, für die er 1497 Rhäzüns eingetauscht hatte. Unter Jos Niclas II. (1538–58) kam die Herrschaft Wehrstein (Empfingen, Fischingen, Betra) hinzu. Indes war Graf Karl im Jahre 1535, nach dem Aussterben der Grafen von Werdenberg, von Österreich mit den Grafschaf-

ten Sigmaringen und Veringen belehnt worden. Als er 1558 die Grafschaft Zollern antrat, vereinigte er die Kerngebiete des späteren „Hohenzollern“ in seiner Hand. Ein weiterer Ausbau dieses Territoriums wurde aber durch seine „Väterliche Verordnung“ von 1575 verhindert. Darin teilte er seinen Besitz auf die drei ältesten Söhne auf: Eitelriedrich III. erhielt das Stammland Hechingen, Karl die Grafschaften Sigmaringen und Veringen und Christoph die Grafschaft Haigerloch mit Wehrstein. Die Linie Haigerloch starb bereits 1634 aus. Ihr Gebiet fiel dem Hause Sigmaringen zu.

Kurz vorher, im Jahre 1623, waren die Linien Sigmaringen und Hechingen gefürstet worden. Im Dreißigjährigen Krieg hatte besonders das Fürstentum Hechingen schwer zu leiden. Es kam auch in der folgenden Zeit nicht mehr zu geordneten Verhältnissen. Schwere Kämpfe zwischen den Untertanen und der Herrschaft erschütterten das tiefverschuldete Land seit dem Ende des 16. Jahrhunderts. Es ging um das Jagdrecht (die „freie Pirsch“), um die Verminderung der Steuern und der harten Jagdfronen und um die Abschaffung der Leibeigenschaft. Immer wieder flackerte der Aufstand im Lande auf. Hechingen sah oft demonstrierendes und drohendes Landvolk in seinen Mauern. Selbst die Frauen beteiligten sich an den Revolten. Die Hechinger Regierung war sogar der Ansicht, daß die Weiber „in diesem Fürstentum fast durchgehends schlimmer als die Männer“ seien.

Der Prozeß zwischen den Untertanen und dem Fürsten lief jahrzehntelang beim Reichskammergericht, ohne ein befriedigendes Ergebnis zu erbringen. Den vorläufigen Abschluß der Hechinger Revolutions-Epoche brachte erst der Landesvergleich von 1798. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, nicht aber die daraus hergeleiteten Abgaben. Der Fürst begnügte sich mit der Jagd in seinen umhegten Tiergärten. Die „ungemessenen“ Jagdfronen wurden fixiert oder in Geldabgaben verwandelt. Auf dem Gebiet des Steuerwesens erhielten die Gemeinden ein Kontrollrecht.

Die Zeit Napoleons brachte auch für die hohenzollerischen Fürstentümer bedeutende Änderungen. Sigmaringen erhielt im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 als Entschädigung für linksrheinische Besitzungen die Herrschaft Glatt und die Klöster Inzigkofen und Beuron. Die Rheinische Bundesakte von 1806 sprach den hohenzollerischen Fürsten die Souveränität zu, während zahlreiche ihrer Standesgenossen mediatisiert wurden. Diese Bevorzugung ist vor allem auf das Freundschaftsverhältnis der Sigmaringer Fürstin Amalie Zephyrine zu Napoleons erster



Gemahlin Josefine Beauharnais zurückzuführen. Die Rheinbundakte brachten dem Fürstentum Sigmaringen weiteren Zuwachs: die Herrschaften Achberg und Hohenfels aus dem Besitz des Deutschen Ordens, die Klöster Wald und Habstal, die Souveränität über die Thurn und Taxis'schen Herrschaften Ostrach und Straßberg, über die Fürstenbergischen Besitzungen Jungnau und Trochtelfingen und über die Herrschaften Gammertingen und Hettingen, die den Reichsfreiherrn von Speth gehörten. Damit hatten die beiden Fürstentümer zusammen den Umfang des heutigen Hohenzollern.

#### *Die Revolution von 1848/49*

Die Revolutionsjahre 1848/49 wurden für die hohenzollerischen Fürstentümer eine Schicksalswende. Sie brachten das Ende des Lehenssystems und wurden zum Anlaß der Abtretung der beiden Länder.

Obwohl Sigmaringen seit 1833 eine Verfassung und Hechingen seit 1835 einen Landtag besaß, und obwohl der Advokat Würth und der Pfarrer Sprißler im Land Sigmaringen und die Geistlichen Blumenstetter und Diebold im Fürstentum Hechingen das politische Interesse zu wecken versuchten, fanden die liberalen Ideen vor 1848 in der hohenzollerischen Bevölkerung wenig Widerhall. Doch in Hechingen hatte die liberale Zeitströmung eine indirekte Folge. Sie löste die nie ganz unterdrückte Mißstimmung über die materielle Belastung aufs neue aus. Der Landesvergleich von 1798 hatte noch eine Menge von Feudalabgaben bestehen lassen, die bei den veränderten wirtschaftlichen und politischen Anschauungen nicht mehr zu halten waren. In den Dreißiger Jahren fehlte nicht viel, daß im Land Hechingen deshalb ein neuer Aufbruch ausgebrochen wäre. Doch in den Jahren unmittelbar vor 1848 war es wieder vollkommen ruhig.

Um so mehr überrascht es, daß auch die beiden Hohenzollern im Revolutionsjahr einen Märzsturm erlebten. Der Anlaß kam von außen. In Paris war am 24. Februar 1848 der Bürgerkönig gestürzt worden. Mit Windeseile verbreitete sich diese Nachricht in Deutschland. Eine liberale Begeisterung ging durch das Land, der sich auch die Regierungen nicht entziehen konnten.

In Sigmaringen forderten die Liberalen am 5. März in einer Petition und einer Demonstration vor dem Schloß Pressefreiheit, Volksbewaffnung, Schwurgerichte und die Gleichstellung mit Baden in politischer Hinsicht. Fürst Karl gab zögernd den dringenden Vorstellungen nach. In seiner Abwesenheit erließ außerdem am 14. März der Erbprinz Karl Anton die

sogenannten „Alten Abgaben“ (vor allem Vogtabgaben und Frondienstgelder) und verzichtete auf alle Jagdrechte des Fürsten.

Auch im Fürstentum Hechingen regte sich der Aufstandsgeist. Jetzt, da die alte Ordnung zusammenzubrechen schien, wollten die Hechinger Bauern ihre alten Forderungen nach möglicher Freiheit von Abgaben durchsetzen. Was sich nun in Hechingen abspielte, war das letzte Glied in einer langen Kette von Bauernerhebungen.

In der Frühe des 11. März zogen die Bauern scharenweise mit Prügeln, langen Messern und Pistolen bewaffnet in die Residenzstadt. Mit dem Lied: „Das ist der Tag, den Gott gemacht“ rückten die Owinger an. Die Demonstranten – es waren etwa 1500 Leute – drohten, die Stadt an allen Enden anzuzünden, wenn ihre Forderungen nicht erfüllt würden. Aufhebung der restlichen Feudallasten und des Zehnten und gerechtere Besteuerung waren die Hauptverlangen. Dazu kam aber noch eine Anzahl von Wünschen, die nicht alle von der Vernunft diktiert waren. So forderten die Bauern auch die Ausweisung der „ausländischen“, d. h. aller nichthohenzollerischen Beamten. Auf das Verlangen der aufwühlenden Menge mußte der Fürst zum Rathaus kommen und die Erfüllung aller möglichen und unmöglichen Forderungen versprechen.

Bei solchen Verhältnissen war ein Weiterregieren nicht mehr möglich. Nach langem Drängen fanden sich die Gemeinden bereit, über die erzwungenen Konzessionen zu verhandeln. Am 10. April traten 58 Deputierte in Hechingen zusammen. Anfangs schien eine Einigung unmöglich zu sein. Verließen doch die ersten Sitzungen so stürmisch, daß ein Augenzeuge meinte, im polnischen Reichstag könne es nicht schlimmer zugegangen sein. Die Radikalen verlangten, daß sofort eine Revolutions-Regierung eingesetzt werde. Als sich ein Abgeordneter gegen die Gewalttat vom 11. März aussprach, konnte er nur durch das Einschreiten von Pfarrer Blumenstetter, dem Direktor der Versammlung, davor bewahrt werden, aus dem Fenster geworfen zu werden. Blumenstetter verstand es, die revolutionären Gelüste der Deputierten zu mildern, so daß doch noch eine Vereinbarung zwischen der Regierung und den Abgeordneten zustande kam. Die Leibeigenschafts- und andere Feudalabgaben wurden endgültig aufgehoben. Der Klein-, Blut- und Allmandzehnte wurde abgeschafft. Dagegen sollte der Großzehnte nur fixiert werden. Die „ausländischen“ Beamten durften wieder zurückkehren. Zum Schluß stimmten die Deputierten dem Verfassungsentwurf der Regierung zu, zu dem



Blumenstetter äußerte, eine Republik könne keine freiere Verfassung haben.

Damit fand eine vielhundertjährige Auseinandersetzung zwischen der Herrschaft und den Untertanen ein Ende. Der Patriarchalstaat war jetzt durch einen Verfassungsstaat abgelöst worden.

Der Revolutionsrausch war im Fürstentum Hechingen bald vorbei. In Sigmaringen aber sorgten Männer wie Würth, der sich nun als erklärter Republikaner ausgab, Hauptmann Dopfer und Oberleutnant von Hoffstetter dafür, daß das Land nicht zur Ruhe kam. Ende März meuterte sogar das Sigmaringer Militär. Heftige Parteikämpfe im Mai und Juni 1848 zerrissen das Land in zwei Lager. Für oder gegen die Monarchie, war die entscheidende Frage. Dem demokratisch-republikanischen „Vaterländischen Verein“ unter Führung Würths stand der „Konstitutionelle Verein“ gegenüber. In großen Volksversammlungen und in seinem „Erzähler“ versuchte Würth, auch die Landbevölkerung für seine Ziele zu gewinnen. Der Sigmaringer Advokat war zu dieser Zeit unzweifelhaft die bedeutendste Gestalt im politischen Leben Sigmaringens. Seine Feinde fürchteten seine blendende Rede und das schonungslose Aufdecken schwacher Stellen in der gegnerischen Position. Der kleine Mann sah in ihm seinen Wortführer.

Heftig prallten in Sigmaringen, dem „erzrepublikanischen Nest“, die politischen Gegensätze aufeinander. Würths Feinde meinten, es gebe keine Ruhe, bevor dieser nicht beseitigt worden sei. Und vom Bürgerwehroberst wurde behauptet, er plane einen Galgen um 15 000 fl, um daran den Fürsten und alle Gesinnungsgegner der Demokraten aufzuhängen. Mitte Juni schien ein Aufstand der Republikaner unmittelbar bevorzustehen. Der „Vaterländische Verein“ entwickelte sich nach Ansicht der Konstitutionellen immer mehr zu einem Jakobinerklub. Würth und Hoffstetter sprachen von dem Blut, das fließen müsse. „Vive la république! Nieder mit den Despoten! Zu den Waffen!“ war in Sigmaringen zu lesen. Karl Anton, der die Regentschaft führte, rief zwei Kompanien Bayern ins Land. Das genügte zwar zur Verhinderung einer Gewalttat, nicht aber zur Unterdrückung des revolutionären Geistes.

Mit Spannung wurde in Sigmaringen die Ständeverammlung erwartet. Gleich zu Beginn – sie tagte im Juli und August 1848 – verweigerte die Hälfte der Abgeordneten den vorgeschriebenen Eid auf die Verfassung. Würth wettete gegen das seitherige System, in dem er die „Quelle alles gesellschaftlichen Elends“ und die „Ursache des gegenwärtigen menschlichen

Jammertals“ sah. Er nahm für sich in Anspruch, den wahren Volkswillen zu vertreten. „Ich bin ein Revolutionsmann“, bekannte er schon in einer der ersten Sitzungen. Die Revolution war für ihn der „einzige Staatenretter in der Not“ und damit eine „gesetzliche Revolution“.

Der Landtag verabschiedete viele Gesetze, so die Ablösung der bäuerlichen Lehen und die Aufhebung des Blut- und Neubruchzehnten. Über die wichtigsten Punkte, die Aufhebung des Großzehnten und die Domänenfrage, wurde aber keine Einigung erzielt.

Den Höhepunkt erreichte die Revolution in Sigmaringen im September 1848. In der Hoffnung auf die Erhebungen in Frankfurt, Südbaden und Württemberg wollte Würth die republikanische Wendung auch in Hohenzollern herbeiführen. In seinem „Erzähler“ rief er am 26. September zur „Selbsthilfe“ auf. Am gleichen Tage ließ er in einer Volksversammlung in Sigmaringen, bei der vom Stürzen der Throne und vom Köpfe-Abschneiden die Rede war, einen Sicherheitsausschuß einsetzen. Doch blieb dieser untätig, weil sich inzwischen die andern Aufstände zerschlagen hatten. Der Fürst floh aber mit der Regierung nach Überlingen und kehrte erst nach zwei Wochen unter dem Schutze von Reichstruppen zurück.

Nach einer längeren Ruhezeit brachten die Monate Mai und Juni 1849 ein letztes Aufflammen der Revolution. Würth rief seine Landsleute zum Kampfe für die von der Paulskirche beschlossene Reichsverfassung auf. Die Bürgerwehren sahen sich nach Waffen um. Der Hechinger Fürst verließ sein Land nach der Reutlinger Pfingstversammlung der Demokraten für immer. Kurz darauf, am 3. Juni, forderten die Demokraten des Fürstentums in einer Versammlung in Gammertingen die Aufhebung aller Grundlasten und aller Steuern (mit Ausnahme einer erst einzuführenden progressiven Einkommensteuer). Die Domänen, die der Fürst 1803 und 1806 erhalten hatte, sollten dem Lande übergeben werden.

Inzwischen siegten in Baden die preußischen Truppen über die Aufständischen. Die Reaktion hatte gesiegt. Der Revolutionsbegeisterung folgte eine starke Ernüchterung und tiefe Enttäuschung. Die Verheißungen der Demokraten blieben unerfüllt. Das alte patriarchalische System war zwar zusammengebrochen. An seiner Stelle hatte sich in Hohenzollern aber noch nichts Neues durchgesetzt. Die konstitutionellen Formen wurden von den Fürsten nicht geschätzt und von der Bevölkerung zum Teil gar nicht gewünscht. Daß eine gründliche Neuordnung kom-





Burg Hohenzollern mit der Kirche Maria-Zell

men mußte, war jedem klar. Und so wurde die Besetzung der beiden Fürstentümer durch preußische Truppen zwar mit anfänglicher Mißstimmung aufgenommen, weil die Fürsten ohne Befragen ihrer Länder gehandelt hatten, aber zugleich wurde sie von den Einsichtigen als ein Weg gewertet, auf dem man wieder zu geregelten politischen Verhältnissen kommen konnte.

Dem Einmarsch der Preußen im August 1849 waren lange Verhandlungen vorausgegangen.

#### *Die Abtretungsverhandlungen*

Vor dem Jahr 1848 dachte keiner der beiden Fürsten daran, sein Land abzutreten. Erst der Märzsturm, der die Fragwürdigkeit ihrer Souveränität zeigte, veranlaßte den Hechinger Fürsten Friedrich Wilhelm Constantin, sein Land, dem Hausgesetz entsprechend, dem Sigmaringer Vetter anzutragen. Daß er es auch Württemberg angeboten habe, wird zwar erzählt, ist aber wenig glaubhaft.

Fürst Karl von Sigmaringen war über das Ansinnen Friedrich Wilhelm Constantins überrascht. Er wollte seine Erbrechte zwar nicht preisgeben, hatte aber auch keine Lust, ein verschuldetes und aufrührerisches Land zu übernehmen. Doch machte auch er sich jetzt

mit dem Gedanken einer Abtretung seines eigenen Fürstentums vertraut. Die Märzereignisse hatten den alten Fürsten, der seine Regierungsgeschäfte stets mit größter Gewissenhaftigkeit besorgt und dafür die Zuneigung seiner Untertanen erwartet hatte, zutiefst verletzt. Dazu kam die Erkenntnis, daß die Zeit der Kleinstaaten vorbei und die Mediatisierung eine historische Notwendigkeit sei. Schließlich ließ die Revolution den Fürsten den Verlust seiner Domänen befürchten.

Ein hohenzollerischer Gesandter wurde Ende April 1848 im Auftrag beider Fürsten nach Berlin geschickt, um Schutz für die schwäbischen Verwandten zu erbitten und um anzufragen, wie sich Preußen zu einer Übernahme der Fürstentümer stellen würde. Friedrich Wilhelm IV. ließ seinen Vettern zwar „freundliche Grüße“ bestellen und ihnen Geduld anraten, irgendeine Zusicherung gab er ihnen aber nicht.

Daß sich die Fürsten von Hohenzollern an den König von Preußen wandten, war nicht verwunderlich. Bestand doch schon seit 1488 ein Erbvertrag zwischen den norddeutschen und den schwäbischen Hohenzollern, der 1695 und 1707 erneuert worden war. Die preußische Erbfolge war auch in der Sigmaringer Verfassung festgelegt.



Von Preußen zurückgewiesen, nahm Fürst Karl auf Anraten seiner Regierung die Verbindung mit der Frankfurter Zentralgewalt auf. Ende Juli ließ er dem Reichsminister von Schmerling seine Bereitschaft zum Verzicht auf die Souveränität mitteilen. Eine Reise nach Frankfurt bestärkte ihn in seinem Entschluß. Da er aber dem Erbprinzen und dessen Nachkommen nicht vorgreifen wollte, legte er am 27. August die Krone zugunsten seines Sohnes nieder.

Daß die hohenzollerischen Fürsten Abtretungsabsichten hatten, blieb der Bevölkerung nicht verborgen. In den hohenzollerischen Zeitungen wurde diese Frage eifrig behandelt. Die Demokraten waren aus unitarischen Erwägungen für einen Anschluß an Württemberg. Preußen schreckte sie durch sein reaktionäres Regierungssystem ab. In Hechingen sprach Pfarrer Blumenstetter für die Aufgabe der Selbständigkeit aus finanziellen Gründen. Er berechnete, daß das kleine Ländchen den Anforderungen der neuen Zeit in materieller und politischer Hinsicht nicht gewachsen sei. Derselben Ansicht waren die Hechinger und Sigmaringer Regierungsbeamten.

Es gab aber auch sehr heftigen Widerspruch gegen die Abtretung. Die Landbevölkerung des Sigmaringer Oberlandes hing an dem angestammten Fürstenhaus. Die Bewohner der Residenzstädte mochten die Höfe nicht missen, von denen sie lebten. Dazu kam bei vielen die in Hohenzollern alte Abneigung gegen den württembergischen Nachbar, dem man auf keinen Fall in die Hände geraten wollte. Es gehöre „eine freche Unverschämtheit oder eine gänzliche Berückung des Verstandes“ dazu, schrieb der Sigmaringer „Volksfreund“ im September 1848, zu behaupten, daß man in den hohenzollerischen Fürstentümern den Anschluß an Württemberg wünsche. Wer die beiden Länder auch nur oberflächlich kenne, der wisse, „daß von jeher ein gründlicher Haß, ja sogar tiefe Verachtung gegen Württemberg, worunter wir... den altwürttembergischen Volkscharakter und das gewalttätige Regierungssystem verstehen“, in der hohenzollerischen Bevölkerung vorhanden gewesen sei. Der Hechinger Regierungsdirektor von Wangenheim, selbst mit Württemberg eng verbunden, sah den Grund der Abneigung gegen das Nachbarkönigreich in der „etwas schwerfälligen Verwaltungsweise“ Württembergs, die „dem verwöhnten Sinn der Hechinger in Stadt und Land“ nicht zusage.

Württemberg war für den „Volksfreund“ der Staat der „Federfuchser, Tintenrührer und Federkielritter“. Das Sigmaringer Blatt schob der Stuttgarter Regierung Annexionsgelüste unter (die zu dieser Zeit gar nicht bestanden). „Doch fürchte dich nicht, zolle-

risches Volk“, tröstete der „Volksfreund“, „so weit soll und wird es mit dir nicht kommen“. Denn vorher werde sich die Bevölkerung erheben und eine „fürchterliche Rache“ an den Eindringlingen nehmen. Wenn die Souveränitätsabtretung schon nicht zu umgehen sei, dann solle man sich lieber einem Staate anschließen, „der wenigstens einige rechtliche Ansprüche auf unser Land geltend machen kann und uns mehr Garantien darbietet, als irgend einer unserer Nachbarstaaten“.

Doch Preußen hatte bisher alle hohenzollerischen Angebote abgelehnt. Karl Anton, den die Septemberunruhen von der Unhaltbarkeit seiner Herrschaft überzeugt hatten, wandte sich deshalb Ende Oktober 1848 an die Frankfurter Reichsgewalt. In dem Vertragsentwurf, der von Erzherzog Johann und Schmerling am 8. Dezember 1848 unterzeichnet wurde, war die Abtretung des Landes Sigmaringen an die Reichsregierung vorgesehen, „zum Zwecke und unter der Bedingung der Verschmelzung dieses Fürstentums mit einem der Nachbarstaaten oder der Verteilung desselben unter die letzteren“. Der Vertrag sollte aber erst in Kraft treten, wenn die Agnaten des Fürstenhauses – das waren der Fürst von Hechingen und der König von Preußen – ihre Zustimmung gegeben haben würden. Daran scheiterte die Abmachung. Preußen erhob auf Grund der alten Erbeinigungen Einspruch gegen den Vertrag. In der Hoffnung, nun in Preußen ein willigeres Ohr zu finden, reiste Karl Anton sofort nach Berlin.

Die Befürchtung, von Württemberg zwangsmediatisiert zu werden, hatte kurz vorher den Fürsten Friedrich Wilhelm Constantin nach Berlin getrieben. Nachrichten aus dem wieder unruhig gewordenen Hechingen – der Fürst lebte seit August in Schlesien – ließen ihn befürchten, daß ihn seine Beamten an Württemberg „verraten“ und „verkaufen“ wollten. Dem suchte er nun dadurch zuvorzukommen, daß er sein Land Preußen antrug.

Aber Berlin verhielt sich weiterhin abweisend. Die Regierung befürchtete außenpolitische Verwicklungen, und der König konnte es mit seinen legitimistischen Grundsätzen nicht vereinbaren, das Land souveräner deutscher Fürsten an sich zu ziehen.

Monatelang bemühten sich die beiden Fürsten, Preußen zu einer Änderung seiner Einstellung zu bewegen. Der Hechinger Fürst bat, Preußen möge nicht die „Wiege des Schwarzens Adlers“ eine Beute Württembergs werden lassen. Graf Stillfried, der am Berliner Hofe für die hohenzollerische Sache eintrat, sprach von der Schmach, die Preußen auf sich lüde,



wenn es die beiden Hohenzollern „dem vierhundert-jährigen württembergischen Erbfeind“ überlassen würde.

Nach der Gammertinger Versammlung wandten sich Hechingen und Sigmaringen wieder hilfesuchend an Berlin. Diese neuen Bitten und die Befürchtung, Württemberg nehme die Fürstentümer in Besitz, bewogen den preußischen König, in Baden eingesetzte Truppen nach Hohenzollern zu senden. Die Bevölkerung war überrascht, nahm aber die fremden Soldaten im allgemeinen freundlich auf.

In den Abtretungsverhandlungen, die jetzt wieder in Gang kamen, gab es immer neue Schwierigkeiten. Die Abfindungen der beiden Souveräne spielten dabei eine wichtige Rolle. Während sich der Fürst von Sigmaringen mit den Domänen begnügte, die sich bereits in seinem Besitz befanden, erhoffte der kinderlose Friedrich Wilhelm Constantin für den Rest seines Lebens eine große Entschädigungssumme. Aber das war nicht das Haupthemmnis bei den Verhandlungen. Der König von Preußen wollte die Souveränität nur vorübergehend übernehmen. Zeitweise schien die Abtretung auch noch an dem vermuteten Widerspruch

Frankreichs zu scheitern. Doch auf eine Anfrage versicherte Louis Napoleon dem Sigmaringer Fürsten, Frankreich sehe in der Souveränitätsübertragung nur eine Familienangelegenheit innerhalb des Hauses Hohenzollern.

Endlich, am 7. Dezember 1849, kam der Vertrag zustande. Preußen übernahm die beiden Fürstentümer. Die Domänen anerkannte es als Privatbesitz der Fürsten, die außerdem eine ansehnliche Rente erhielten. Nachdem die preußischen Kammern dem Vertrag zugestimmt hatten, fand die feierliche Besitzergreifung am 6., bzw. am 8. April 1850 in Sigmaringen und Hechingen statt.

Erstaunlich schnell gewöhnte sich die Bevölkerung der „Hohenzollernschen Lande“ an die neuen Verhältnisse. Man schimpfte zwar noch viel über „die Preußen“, aber mit ihrer großzügigen Verwaltung war man zufrieden. Die kurze württembergische Besetzung im Kriege von 1866 bewies, daß die Sympathien Hohenzollerns bei Preußen lagen. Fünfundneunzig Jahre dauerte die preußische Epoche Hohenzollerns, bis das Ende des norddeutschen Staates diese Bindung löste.

## Am Eulenhorst

*Von Karl Digel*

In der Nähe eines kleinen Dorfes, zu dem einige Berge der schönen Schwabenalb herabgrüßen, liegt ein Wald. Die Bauern der Gegend haben keinen rechten Namen dafür, sie heißen die Stätte eben: dort unten beim alten Friedhof. – Niemand erholt sich gern in seinem Schatten. Es liegt etwas unheimlich Düsteres um seine Wipfel. Unter seinen alten Tannen lauert auch bei greller Mittagssonne geheimnisvolles Dämmerlicht. Das Unterholz ist so dicht, daß man kaum zu den Wipfeln durchsehen kann. Dies ist der Eulenhorst schon seit vielen Jahren. Wenn du dich abends um die Uhlenflucht an seine Ränder setzt, wirst du bald den Atem anhalten und auf die vielen Laute horchen, die an dein Ohr dringen. Bald ist es das monotone Stöhnen der Waldohreule, dann wieder ein heller, bellender Jagdruf eines Waldkauzes. Jetzt eben klingt es wieder klagend und unnatürlich hohl, dann wieder blutig rot, daß dem Lauscher ein Schauer durch die Glieder rinnt. Beim Weiterschreiten kann es sein, daß es plötzlich in deiner Nähe klatscht. Dicht an dir vorbei ist die Eule geflogen. Lautlos wie ein Schemen flog sie an, hat ihre breiten Flügel zusammengeschlagen

und dich dadurch erschreckt. Schon hat sie die Nacht wieder verschluckt. War es Wirklichkeit oder Traum? Ja es ist ein Nachtvogel, denn dort geistert er, eben noch sichtbar am hellen Nachthimmel, entlang.

Eines Abends hatte ich durch Abhören der Eulrufe den vermutlichen Platz eines Horstes ausfindig gemacht. Bei Tage war es mir aber unmöglich, ihn zu finden, so dicht war der verwilderte Wald. Ich erstieg eine Tanne und begann im Umkreis von fünfzig Metern eine Wipfelwanderung. Die Bäume standen dicht beisammen und man konnte von einem Wipfel zum andern schwingen. Abstände von drei Metern kann man so leicht überwinden. Nach langem Suchen fand ich endlich den Horst, auf dem mit hochgestellten Federrohren eine brütende Waldohreule saß. Es mochte ein altes Krähenneest sein, das sich die Eule als Wiege für ihre Jungen ausersehen hat. Bei einer Entfernung von 8 Metern bleibt sie sogar noch sitzen und dreht den Kopf in halber Wendung zu mir herüber. Vorsichtig steige ich ab, um meinen Apparat zu holen. Bald ist alles im Rucksack zurechtgelegt, und ich kletterte ohne Steigeisen an einer Nachbartanne hoch. Bis auf einen Meter unter dem Horst läßt mich die Eule herankommen, dann richtet sie sich auf, beugt den Kopf nach mir herab und mich trifft der glühende Blick ihrer rotgelben Augen. Jetzt streicht sie ab.





Waldohreule an ihrem Nest

Nun möchte ich aber auch das Gelege sehen. Leider ist mein Standplatz in Horsthöhe schon sehr schwankend, und ich muß fast einen Bruch des Wipfels befürchten. Ich versuche deshalb, zwei weitere Tannen heranzuziehen und alle drei mit einem Strick zusammenzubinden. Nun habe ich einen festen Standpunkt, so daß ich den Apparat aus dem Rucksack nehmen kann. Aus eineinhalb Meter Entfernung gelingt mir eine Aufnahme des Geleges mit den sieben weißen Eiern. Jetzt mache ich noch eine Seilverbindung zum Horst, daß durch das spätere Fehlen meines Körpergewichtes keine Verschiebung des Abstandes mit folgender Unschärfe der Scharfeinstellung am Apparat eintreten kann. Ich möchte ja noch weitere Aufnahmen machen und vielleicht durch Selbstkontakt den Altvogel auf die Platte bekommen. Zu diesem Zweck lege ich einen elektrischen Kontakt in das Reisig des Horstes, stelle den Apparat ein und steige ab. Nach einer Stunde steige ich wieder hinauf und finde auch die Eule am Horst. Der Photoverschluß war ausgelöst, und ich hatte ein Bild. Das war eine Freude in der Dunkelkammer, wie da ein Bild auf der Platte erschien, das ich nicht einmal gesehen hatte. Es zeigt den Augenblick, wie die Eule

in gebückter Haltung ihre Eier betrachtet, ihr Kleinkind, ob ja nichts passiert sei.

An einem andern Tage verberge ich mich in dem Dickicht der zusammengezogenen Tannenwipfel, das ich zu einer Laube ausgebaut hatte. Ein Freund war mit hochgeklettert und half mir beim Tarnen. Durch sein Absteigen glaubte die Eule, der Störenfried sei weg. Nachdem sie sich etwa eine Viertelstunde herumgedrückt und immer näher am Horst festsetzte, faßt sie endlich den Mut und kommt zum Gelege. Mein Herz klopft zum Zerspringen, so erregt mich der wunderbare Anblick. Ich fürchte, daß ihr dies nicht entgeht, denn ich bin nicht vollständig gedeckt. Das Gefieder hat sie gelockert und ihr Federkleid zittert vor Erregung. Ihre Ohrenbüschel heben und senken sich. Offenbar kann sie einen Verdacht nicht los werden und weiß doch nicht recht, woher die Gefahr kommt. Sie sieht das kalte Auge der Kamera und nun muß sie auch meine Augen entdeckt haben, denn sie schaut mich voll an. Ein - zwei - drei - vier - fünf Minuten sehe ich in das Feuer der großen rotgelben Augen. Wie wird das nur enden! Kein Lid darf ich rühren, und meine Augen füllen sich ob dieser Anstrengung mit Tränen.





Brütende Waldohreule

Nun beginnt sie mit ihrem Kopf jene kreisenden Bewegungen zu machen, wie dies alle Eulen und auch einige Tagraubvögel tun, wenn sie etwas scharf beobachten. Im Umkreis einer Handspanne dreht sie den Kopf im Kreise eine Zeitlang links und dann wieder rechts herum. Mir steht der Schweiß auf der Stirne. –

Einen Augenblick hält sie ein. In diesem Moment drücke ich ab. Das Knacken des Verschlusses läßt sie wohl etwas zusammenzucken, aber sie dreht den Kopf zur Seite und wähnt von hier eine Gefahr. In diesem Augenblick gebe ich mit dem Fuß einem tiefergelegenen Ast einen Stoß. Dadurch täusche ich außerhalb meiner Behausung eine Störung vor und die Eule fliegt ab. Schnell eine neue Kassette eingelegt und wieder erstarren ist das Werk eines Augenblicks. Bald ist sie wieder da und es gelingt mir noch eine Aufnahme. Bald darauf gelingt mir eine Aufnahme durch elektrische Fernauslösung aus einem Bodenversteck.

Inzwischen kamen kalte Regentage und zuletzt fußtiefer Schnee. Immer wieder mußte ich an meine Eulen denken. Dort oben auf dem verschneiten Tannenwipfel müssen doch jetzt Junge sein. Ich wollte

sie jetzt nicht stören und die kleinen Daunenjungen nicht der wärmenden Mutterbrust berauben. Gleich am ersten warmen Tage steige ich hoch und finde auch zwei Junge geschlüpft. Schnell eine Aufnahme gemacht, dann ziehe ich mich wieder zurück. Am Horstrand liegen sogar einige Mäuse als Vorrat. Sie konnten also trotz schlechten Wetters Beute machen. Eines Tages fotografierte ich die fünf schon ganz strammen Jungeulen. Zwischen ihnen lagen zwei unbefruchtete Eier. Die drolligen Jungen sahen mich mit ihren gelben Augen, dem dunklen Gesichtsschleier, ganz groß und fragend an. Zwei davon sind besonders groß und aus dem grauweißen Knäuel der Daunen schauen schon ockergelb gebänderte Flügelfedern hervor. Wie ich ein paar Tage später wieder oben bin, sind diese beiden größeren Jungen ausgeflogen. Sie haben sich wohl irgendwo in der Nähe versteckt. Wollte ich noch eine Nachtaufnahme versuchen, dann war es jetzt höchste Zeit.

Eines Abends ziehe ich los und habe alles Gerät für eine Blitzlichtaufnahme im Rucksack. Das Licht reicht gerade noch, daß ich auf die drei noch vorhandenen Jungen und den zu erwartenden Anflugplatz des Altvogels einstellen kann.





Flügge Waldohreule

Beide Eulen sind in der Nähe und lassen immer wieder ihr sorgendes wuh — wuh — wuh ertönen. Ich kann genau das Weibchen vom Männchen unterscheiden. Wie ich nun eben durch die Mattscheibe einstelle, spüre ich plötzlich einen scharfen Luftzug und schon kratzt es mir wie mit einer Stahlbürste durch meine Haare. Die Eule hat mich angegriffen und mir im Sturzflug von hinten ihre scharfen Krallen über die Kopfhaut gerissen. Ein tapferes Tier, und ich bin stolz auf diese Beehrung. Bald darauf wiederholt sie es noch einmal, ohne daß ich es wehren kann.

Alles ist eingestellt und ich steige ab. Am Boden habe ich ein kleines Versteck gebaut und zudem durch die Wipfel nach oben eine Sichtgasse freigemacht, so daß ich mit dem Glase gerade zum Horst sehen konnte.

Es wird dunkel im Tannenwald. Schwarz heben sich die Wipfel gegen den Sternenhimmel ab. — Das Weibchen ist angeflogen und sitzt auf einem Ast neben dem Horst. Wohl höre ich ihr monotones wuh — wuh, aber es macht keine Miene, zur Jagd auszuweichen.

Ein Rotkehlchen schluchzt drunten am Bach und einige Drosseln singen in überquellenden Strophen ihr letztes Abendlied. — Bald werden auch sie still. Jetzt ist der geheimnisvolle Wendepunkt vom Dämmer zur Nacht. Es ist, als ob alles Leben erstarren wollte ob eines dämonischen Würgegriffs, der allen Lebewesen die Luft zum Atmen nimmt. Auch die Eule ist stumm. —

Mir schwinden alle Zeitbegriffe, und ich vermeine zu träumen. Wie lange es so währt, ich weiß es nicht. — Jetzt fängt das Weibchen wieder an zu stöhnen: wuh — wuh — wuh — ! Da — in zwei verschiedenen Richtungen höre ich plötzlich die beiden schon abgeflogenen Jungen begehrllich trillern. Auch die drei am Horst Zurückgebliebenen fangen an, wie junge Rehe zu fiepen. Sie haben Hunger und verlangen nach Nahrung. Jetzt ein heller Jagdruf des Männchens, dem ein gebieterischer des Weibchens folgt. Er heißt: „Es ist Zeit, geh.“

Bald höre ich das Männchen vom Felde her rufen. — Es jagt. — Eine halbe Stunde vergeht. — Jetzt kommt sein Ruf aus der Nähe. Es muß Beute haben. Das Weibchen antwortet in verlangendem Ton: Schieh — schieh! Ganz weich und zärtlich wird ihre Stimme, wie ich sie noch nie vernommen hatte.

Jetzt fliegt ein dunkler Schatten heran. Das Weibchen macht auf ihrem Ast ein paar Schritte entgegen und halb im Fluge übergibt ihr das Männchen eine Beute. Die Jungen am Horst beginnen ein begehrlliches Fiepen. Endlich ist etwas für ihren Hunger da. Weit gefehlt! — Das Weibchen sitzt ruhig auf ihrem Ast. — Mit meinem Glase kann ich deutlich eine Maus erkennen, die an ihrem Schnabel baumelt. Wie suchend dreht sie den Kopf in der Runde. Dann fliegt sie ab. Kurz darauf höre ich etwa vierzig Meter links ein Junges begehrllich fiepen, das gleich darauf erstirbt. Das Größte und Stärkste hatte zuerst bekommen. Nach einer weiteren Viertelstunde, in der die Mutter wieder zum Horst zurückgekehrt war, bringt das Männchen die zweite Maus. Vom Weibchen weitergeleitet erhält den Bissen das Junge, das dreißig Meter rechts irgendwo sitzt. Es ist eines der harten Gesetze der Natur, das bei vielen Tieren gilt: Die Hilfe zuerst dem Starken. Wird durch Naturereignisse die Nahrung einmal knapp, dann gehen zuerst die schwachen Jungen ein und das Starke bleibt der Fortpflanzung erhalten.

Nach langem Warten ist das Männchen wieder da. Nun muß auch für mich die Entscheidung fallen.

Nach Abnahme der Beute schreitet das Weibchen mit ausgebreiteten Flügeln auf ihrem Ast zum Horst. Jetzt beugt es sich vor. — Ich drücke ab. — Ein

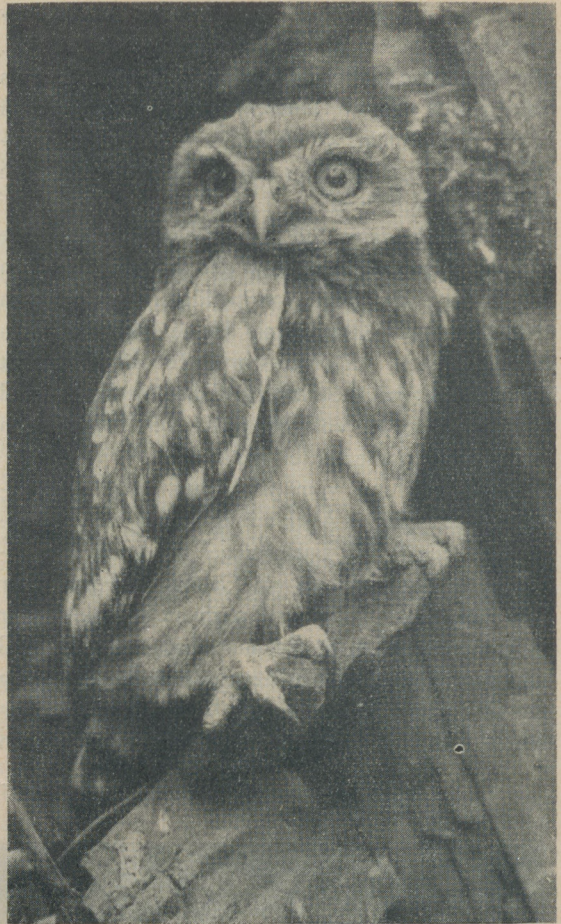


kurzes Aufleuchten des Vacublitzes. – Alles ist ruhig und auch der Altvogel bleibt am Horst. Nicht einmal ein Zucken konnte ich an ihm beobachten. Ich bin allein und habe fast jedes Gefühl für Zeit und Raum verloren, so tief ist mein Innerstes aufgewühlt. Vom Dorfe schlägt die Turmuhr Mitternacht. Einige Minuten verharre ich, zusammengekauert, den Rücken an einen Stamm gelehnt. – Ich muß heute Nacht noch hinauf und selber schauen, wie es aussieht. Vorsichtig und gänzlich ohne Licht beginne ich zu klettern. Es geht ganz gut, ja fast sicherer wie am Tage, da ich vollständig auf mein Gefühl angewiesen bin und immer doppelt gesicherte Griffe suche. Totale Finsternis umgibt mich. Meter und Meter schiebe ich mich nach oben. Endlos scheint mir diese Höhe. Jetzt werden die Zweige taufeucht und einige Sternlein blinken durch das Dickicht. Es wird freier und ich sehe den Horst. Eben fliegt der Altvogel ab. Noch ein paar Meter und ich bin in Horsthöhe. Die Augen haben sich so an die Dunkelheit gewöhnt, daß ich alles unterscheiden kann. Mein erster Blick gilt den Jungen. Das Größte der drei hat eine Maus im Schnabel. Ganz wild und vergrämt schaut es mich an. Aufdringlich nahe höre ich das Weibchen. – Plötzlich will es mir wieder den Haarschopf kämmen, aber ich kann gerade noch abwehren. In aller Ruhe erneuere ich Kassette und Blitzlicht und beginne den etwas schwierigen Abstieg. – Wann werde ich wohl den Boden erreichen? Immer bin ich noch nicht unten. Doch wie ich eben meine angezogenen Beine ausstrecke, sitze ich fast auf der Erde. Mein weiteres Warten wird bald mit einer zweiten Aufnahme belohnt. Diesmal lasse ich alles oben und gehe heim. Den Apparat kann ich in der Morgenfrühe holen, wenn es Tag ist. Langsam schleiche ich durch den finsternen Wald heimwärts. Jetzt den Bach entlang, wo es lichter ist. Jedes Geräusch vermeidend, um ja nicht den Frieden dieser Nacht zu stören.

## Die Eule im Volksglauben

Von F. H. Schmidt-Ebhausen

Eule, Kauz und Uhu werden im volkstümlichen Wissen kaum in ihrer zoologischen Zugehörigkeit unterschieden. Entsprechend dem häufigeren Vorkommen ist meist in den Vorstellungen und abergläubischen Beziehungen der Steinkauz oder der Waldkauz gemeint. Wo Eule und Uhu eigens genannt werden, heben sie sich nicht allzu deutlich



Steinkauz

vom Kauz ab. Als Abend- und Nachttier haben sein Erscheinen und sein Ruf dunkle, schicksalhafte Vorbedeutung. Nähert er sich bei einfallender Dämmerung den Ortschaften, dann hört man aus seinem Ruf die unheilverkündenden Worte „Komm mit“, „Geh mit“ oder „Geh weg“ heraus. Er kündigt damit bevorstehenden Todesfall an, deswegen heißt er Totenvogel, Totenkäuzle, im Schwäbischen vielfach auch Gehwegvogel, Wegvögele, was in volksetymologischer Umdeutung zu Weckvogel wurde. Auch dieachteule ist Todverkünder als Sterbevogel, Leichhuhn oder Grabeule.

In der brandenburgischen Priegnitz bringt die Eule dagegen die neugeborenen Kinder wie sonst der Storch oder die Hebamme. Dazu paßt die in Schwaben überlieferte Anschauung, daß der Kauz „jemand heraus- oder hereinschreie“, daß er entweder Tod oder Geburt ankündige.

Am Giebel des Niedersachsenhauses befindet sich das Ulenlok, Eulengebühr oder Eulengewölbe ge-



nannte Loch, das den Eulen Ein- und Ausflug gestattet, weil sie hier als Mäusejäger geschätzt sind. Die grausame Sitte, Eulen an Scheunentore als Schutzmittel gegen Blitzschlag und auch gegen Hexen anzunageln, wurde früher in Schwaben ebenfalls geübt. Zu gleichem Zweck vergrub man sie unter der Stallschwelle.

Der nächtliche Flug und der unheimlich anmutende Ruf der Eule sollen mit einer der äußeren Ursachen zur Bildung der Sage vom wilden Heer gewesen sein. Neben der Katze ist sie das zauberhafte Haustier der Hexen. Als Nachtschreck für die Kinder ist sie bekannt, und die Habergeiß hat oft Eulen- und Uhu-gestalt. In der Volksheilkunde werden Teile von ihr als zauberische Mittel empfohlen.

Die Redewendung vom närrischen oder wunderlichen Kautz mag in Verbindung stehen zu dem berühmten Schalk Till Eulenspiegel, zu dessen Gedenken es in Braunschweig ein Gebäck in Form einer Eule gibt. Wenn Faust zu Gretchens Bedenken über seine mephistophelische Bekanntschaft sagt: „Es muß auch solche Käuse geben“, mag damit hintergründig das teuflische und hexenhafte Wesen bildlich angedeutet sein. Das Sprichwort „Eulen nach Athen

tragen“ in der Bedeutung, daß man etwas Überflüssiges tue, ist nach Büchmann auf Aristophanes zurückzuführen. Den Griechen war die Eule Glücksvorkünder und als Symbol der Weisheit Attribut der Athene, weswegen im alten Athen die heiliggehaltenen Eulen so häufig waren, daß es überflüssig schien, noch mehr ihrer Art dorthin zu bringen. Sie erscheint als Sinnbild unermüdlichen Studiums und Forschens bei Gelehrten und bei Bibliophilen, in der christlichen Kunst dagegen als Symbol der falschen Weisheit und irdischen Torheit. Da die Eule auch als Lockvogel auf der Jagd und am Vogelherd diente, bedeutet „jemand eine Eule setzen“ soviel wie betrügen.

Die Eule fehlt auch nicht in der besonders in Nordfrankreich, Belgien, England am Valentinstag (14. Febr.), bei den Wenden an Pauli Bekehrung (25. Jan.) beliebten Vogelhochzeit, welche auf deutschem Boden durch das weitverbreitete Kinder- und Volkslied bekannt ist. In diesem Lied heißt es: „Die Eule, die Eule nahm Abschied mit Geheule“, womit unbewußt die Etymologie des Vogelnamens Eule und Uhu gegeben wird, der von dem heulenden Vogelschrei herkommen soll.

Daunenjunge Waldohreulen





# Sorgen um den Wald

Von Otto Feucht

Jeder weiß, daß auch unser Wald in den vergangenen Jahren schwerste Opfer hat bringen müssen. Und wohl jeder hat sich schon darüber Gedanken gemacht, welche Folgen daraus für unsere Zukunft entstehen könnten, ob nicht über den Mangel an Holz hinaus Gefahren für Klima, Fruchtbarkeit und Wasserführung unseres Landes heraufzusteigen drohen.

Über diese Fragen kann man heute noch verschiedene Meinungen hören, angesichts der anhaltenden Trockenheit sind die pessimistischen Stimmen im Wachsen. Und wenn deren Befürchtungen hin und wieder auch übertrieben erscheinen mögen, so wäre es doch ein sehr schwerer Fehler, deshalb die Gefahr gering zu achten und den Ernst der Lage zu verkennen.

Über die unmittelbaren Folgen des Raubbaus an unseren Wäldern, über die Folgen für die künftige Holzerzeugung, lassen sich heute schon einige zuverlässige Angaben machen.

Der Grundsatz der Nachhaltigkeit der Nutzung, d. h. der Grundsatz, an Holz nicht mehr jährlich zu nutzen als jährlich zuwächst, ist der Kernpunkt der deutschen Forstwirtschaft. Der jährliche Zuwachs ist die Holzmenge, die im Jahresdurchschnitt durch den Dicken- und Höhenwachstum des vorhandenen Holzbestands erzeugt wird, genauer gesagt die in Festmetern (Kubikmetern) ausgedrückte Menge an Derbholz, d. h. Holz mit mehr als 7 cm Stärke, während das schwächere Reißig und das Stockholz hierbei außer Betracht bleibt. Dieser Zuwachs wird so genau als überhaupt möglich bei der Aufstellung des jeweils für 10 oder 20 Jahre geltenden Einrichtungswerks (Wirtschaftsplan, Taxation) ermittelt. Aus ihm ergibt sich die Höhe der planmäßigen Jahresnutzung für jede Betriebseinheit. Abweichungen in einem Jahre werden wieder ausgeglichen. Selbstverständlich gehen alle Bemühungen dahin, den Zuwachs möglichst zu steigern, keinesfalls aber absinken zu lassen, also auch die Nachhaltigkeit der Bodenkraft zu wahren, nicht aber vorübergehende Erfolge auf Kosten der Zukunft zu erzielen.

Dieser oberste Grundsatz nachhaltiger Nutzung wurde 1934 verlassen. Wenn es bei den angeordneten 50% Mehreinschlag geblieben wäre, so wäre der Schaden nicht allzu groß gewesen. Denn ein Mehr von insgesamt 5 Jahressätzen bis 1944/45 hätte bei durchschnittlich hundertjährigem Umtrieb (Fichte 70, Kiefer und Buche 120, Eiche mehr) im Laufe der Jahrzehnte einigermaßen ausgeglichen werden können, wenigstens der Menge nach. Allein durch den Zwang zum Sorteneinschlag, zur Lieferung bestimmter Holzsorten und Ausmaße in weit größerem Umfang als bei geordneter Wirtschaft anfallen konnte, wurde das innere Gefüge und die innere Sicherung des Waldes vielfach zerstört.

Dann kam der Zusammenbruch. Der völlige Mangel an

Brennstoffen, der unübersehbare Bedarf an Bauholz, der Ausfall forstlicher Fachkräfte, die Unmöglichkeit ausreichender Beaufsichtigung, dazu die Eingriffe der Besatzungsmächte, deren Forderungen allen anderen vorzugehen hatten, das alles zeitigte Zustände, die in manchen Gegenden zur völligen Vernichtung ganzer Wälder zu führen drohten und tatsächlich örtlich geführt haben. Wenn, um ein Beispiel zu sagen, dem Walde einer großen Stadt in vier Jahren rund 30 Jahressätze zuviel entnommen wurden, so kann eine solche Mehrnutzung schlechterdings nicht mehr ausgeglichen werden. Besonders verhängnisvoll war die Tatsache, daß riesige Mengen wertvollen Nutzholzes in den Ofen wanderten. Eine neue Schätzung einer englischen Zeitschrift rechnet mit 1 700 000 Wohnungseinheiten, die aus diesem Nutzholz hätten gebaut werden können, wenn wir Kohle gehabt hätten.

Heute ist die Brennstoffnot vorüber, der Holzbedarf der Besatzung hat sich gesenkt, der Eigenbedarf ist einigermaßen geregelt und so besteht Aussicht, in wenigen Jahren wieder zum normalen Abnutzungssatz von 100% zurückkehren zu können. Aber dieser Satz kann nicht mehr derselbe sein wie früher. Der weithin gelichtete, der großen Masse seiner zuwachsstärksten Bestände beraubte Wald kann unmöglich noch den alten Zuwachs leisten. Vor dem Kriege hat man in ganz Deutschland mit durchschnittlich vier Festmeter Jahreszuwachs je Hektar Holzbodenfläche gerechnet; die für die Bizone abgeschlossenen Erhebungen ergeben für diese nur noch 2,7 Festmeter und wenn die Zahlen der französischen Zone noch vorliegen werden, wird sich der genannte Satz bestimmt nicht erhöhen, vielmehr höchstwahrscheinlich noch niedriger werden.

Geringere Nutzung aber bedeutet auch geringeren Reinertrag, sofern von einem solchen überhaupt noch gesprochen werden kann. Nicht weniger als 42% des Waldes in der Bundesrepublik sind Privatbesitz, nur 30% gehören dem Staat, 28% den Gemeinden u. a. Körperschaften. Umgerechnet auf den Kopf der Bevölkerung der Bundesrepublik können höchstens noch 0,3 Festmeter jährlich erzeugt werden, während der Verbrauch vor dem Kriege rund 1 Festmeter betragen hat. Auch wenn die Absicht, durch Auswertung aller Einsparungsmöglichkeiten den Bedarf auf 0,6 Fm abzusenken, gelingt, so bleibt immer noch die Aufgabe, die fehlenden 0,3 Fm durch Einfuhr, d. h. durch Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr, hereinzubekommen. Der Mangel an Nadelholz, das weitaus an erster Stelle des Bedarfs steht, ist heute schon zum Weltproblem geworden. Überschußländer sind heute nur noch Kanada und die Sowjetunion, dazu in geringem Umfang Finnland und Schweden; deren Nadelholz ist aber größtenteils schwer greifbar und muß der ganzen Erde zugute kommen.

Ein besonderes Sorgenkind ist das Grubenholz für die Ruhr, d. h. schwächere Hölzer bestimmter Ausmaße hauptsächlich aus Kiefer, daneben aus Eiche und Akazie, die früher aus dem deutschen Osten und aus dem Nor-





Kahlhieb im Egachtal (Nördl. Schwarzwald), 1949

Aufnahme: Schutzgemeinschaft Deutscher Wald

den kamen und in den Wäldern der Westzonen bei weitem nicht im erforderlichen Umfang zur Verfügung stehen. Wohl hat man vorübergehend auch die Fichte herangezogen, allein diese ist für andere lebenswichtige Zwecke vordringlich geeignet und unersetzlich.

Die Fichte oder Rottanne ist heute in der Bundesrepublik die wichtigste Holzart, während im alten Reiche die Kiefer an erster Stelle stand. Aber gerade die Fichtenwälder haben in den letzten Jahren noch ganz besonderen Schaden erlitten durch den Borkenkäfer und die Trockenheit.

Borkenkäfer sind in jedem Walde jederzeit vorhanden, bei geordneter Wirtschaft haben sie aber keine Möglichkeit, sich auszubreiten und ernstlich zu schaden. Sie nisten sich unter der Rinde der Nadelhölzer ein, wenn diese aus irgend einem Grunde im Saft stocken und kränkeln. Damit dem Käfer keine Brutgelegenheit geboten wird, muß alles gefällte Nadelholz, das im Walde liegen bleibt, entrindet werden. Diese Maßnahme konnte während des Krieges aus Mangel an Arbeitskräften nicht mehr überall durchgeführt werden, schließlich wurde sie sogar gegen den Rat aller Forstsachverständigen ausdrücklich untersagt. So mußten viele durch Sturm, Bomben u. a. angeschlagene Nester von Fichten zum Teil jahrelang auf ihre Aufbereitung warten und boten so dem Käfer, und zwar zunächst der „Buchdrucker“ genannten Art, die allerbeste Gelegenheit zu einer Massenvermehrung, wie wir sie bisher noch niemals erlebt hatten. Im Frühjahr 1947 hoffte man, durch Einsatz aller Kräfte und neuer Bekämpfungsarten, besonders durch Giftbestäubung, der Verheerung Einhalt gebieten zu können, da aber schuf der trockene Sommer neue Befallsherde und neue Massenvermehrung. Denn die im luftfeuchten Gebirge heimische Fichte ist in den niederschlagsärmeren tieferen Lagen, in denen sie über-

all angebaut worden ist, gegen Dürre sehr empfindlich, sie kränkelt leicht und schafft dem Käfer dadurch neue Angriffsmöglichkeiten. In den wärmsten Gegenden, wie im Weinbaugebiet unseres Unterlands, sind die Fichten jeden Alters in immer steigendem Umfang vertrocknet und abgestorben, auch ohne jeden Käferbefall. Und gerade hier sind neue Sorgen erwachsen: nach der Fichte wurde auch die ebenfalls künstlich eingebrachte Tanne (Weißtanne), ja sogar die Kiefer (Forche) und Lärche an vielen Orten durch die Dürre und durch den Befall anderer Käferarten mehr oder weniger vernichtet. Im Herbst 1949 sind sogar Buchen und andere Laubbäume in manchen Gegenden und auf manchen Standorten vertrocknet, und 1950 hat dieser neue Schaden erschreckenden Umfang angenommen und sogar schon die Alb, das eigentliche Buchengebiet, ergriffen.

So ist nicht nur der Wald nahezu überall lichter und holzärmer geworden, es sind auch Kahlflächen entstanden in einem Umfang, wie man ihn bei uns im Süden nie für möglich gehalten hatte. Am wenigsten in der amerikanischen Zone, denn in dieser ist es, das muß dankbar anerkannt werden, den Forstleuten überlassen geblieben, wo und wie die verlangte Holzmenge aufgebracht wurde und es sind keine „Direktoperationen“ eingesetzt worden. Die Kahlflächen in Nordwürttemberg und Nordbaden sind nahezu ausnahmslos die Folgen von Bomben, Käfer und Dürre.

Nach der letzten Schätzung lag Ende 1949 in ganz Deutschland immer noch ein Zehntel der gesamten Waldfläche kahl, d. h. unbestockt, eingerechnet die vorübergehend, für einige Jahre, zu Kleingärten und ähnlicher Verwendung eingeräumten Teile.

Die Wiederbstockung durch Saat oder Pflanzung wurde anfangs durch den Mangel an Arbeitskräften und Pflanzgut bzw. Saatgut verzögert, welch





Borkenkäferschaden im Fichtenwald des Unterlandes (Bottwartal), 1948

Aufnahme: Koch

letztere erst in ausreichender Menge beschafft und herangezogen werden mußten. Nun ist sie wohl überall in vollem Gang, örtlich unter Einsatz der Schuljugend und anderer freiwilliger Helfer, es wird aber auch im günstigsten Falle noch Jahre erfordern, bis die Holzerzeugung wieder einigermaßen im Laufe ist. Selbstverständlich wird dabei die Natur selbst soweit irgend möglich herangezogen und alles Brauchbare ausgewertet, das sie uns durch Anflug und Aufschlag oder Ausschlag bietet. So haben sich in gewissen, arm an Rot- und Rehwild gewordenen Gegenden die Kahlflächen durch angeflogene Kiefern, Birken u. a. so vollkommen bestockt, wie dies früher wegen des Wildes nie geglückt ist.

Zwei Gesichtspunkte müssen bei der Neubewaldung berücksichtigt werden: der junge Wald soll möglichst dauerhaft und widerstandsfähig werden und er soll möglichst schnell einen möglichst hohen Ertrag geben. Das bedeutet, daß sich die Bestockung möglichst an die jeweils von Natur bedingte Waldzusammensetzung anlehnt, daß aber, wo diese wirtschaftlich nicht befriedigt, ihr Gastholzarten beigemischt werden, die den Wald ertragreicher machen, ohne seine Zukunft zu gefährden. Ausgedehnte Reinbestände, wie sie vor allem bei Kiefer und Fichte sich so nachteilig erwiesen haben, sollen vermieden werden.

Von fremden Holzarten stehen heute die raschwüchsigen Pappeln im Vordergrund und zwar vor allen die verschiedenen breitkronigen Sorten amerikanischer Herkunft, die man bisher unter dem Sammelnamen „Kanadische Pappel“ zusammengefaßt hat, zum Teil auch neue Züchtungen, sowie Kreuzungen mit deutschen Schwarz- und Graupappeln. Aber bei uns im Süden ist der Umfang der für solchen Anbau innerhalb des Waldes geeigneten Standorte sehr beschränkt. Von sonstigen Ausländern

kommen ernstlich bis jetzt Roteiche und Akazie in Frage, von Nadelhölzern Japanlärche und Douglasie.

Auch die schönste ausgeführte Saat oder Pflanzung ist noch lange nicht gesichert und bedarf fortgesetzter *Überwachung und Pflege*. Durch Umzäunung kann diese sehr erleichtert werden. Aber eine solche ist, abgesehen von den Kosten, heute fragwürdiger als früher, weil heute sehr viel mehr Menschen als früher den Wald zu den verschiedensten Zwecken durchstreifen und dabei bewußt oder unbewußt Zaun und Pflanzen beschädigen oder zerstören. Ein Gatter schützt wohl gegen Wild und Weidevieh, nicht aber gegen Mäuse, Insekten und andere Schädlinge, noch weniger gegen natürliche Einflüsse der Witterung, von denen heute die Gefahr des Vertrocknens in erster Linie steht. Von den Neubestockungen der letzten Jahre ist ein sehr großer Teil vollkommen vertrocknet.

Viele Kahlflächen werden aber gar nicht neu bestockt, sie gehen dem Wald verloren, werden abgegeben zu Ackerland, für Siedlung oder für den Sport. Und immer neue Forderungen werden erhoben, den guten Waldboden umzuwandeln und dafür den schlechten einzutauschen, der sich für die Landwirtschaft nicht lohnt. Eine jede solche Abgabe von Waldboden, mit oder ohne Tausch, muß zwangsläufig die Holzerzeugung noch weiter herabdrücken, denn auch das Holz wächst auf gutem Boden besser und schneller als auf schlechtem, und manche Hölzer könnten auf schlechtem Boden überhaupt nicht mehr erzeugt werden. Es kann aber doch kein Zweifel bestehen, daß wir das Holz in Zukunft ebenso bitter nötig haben werden, wie die Erzeugnisse des Ackers und Gartens, daß wir aber diese weit leichter einführen können als jenes.

Wohl mag sich da und dort noch ein Waldstück finden,





Der Wald schützt den Weinberghang gegen Wind und Frost

Aufnahme: Feucht

das nach Boden und Lage sich zu Feldbau oder zu Gartenland und Siedlung eignen könnte, aber im großen und ganzen hat sich in unserer Heimat im Laufe der Jahrtausende der Ausgleich längst vollzogen. Die tatsächlich und auf Dauer zu Feld geeigneten Wälder sind längst ausgestockt und umgewandelt und wo im dichtbesiedelten Gebiet noch Waldstücke oder Wäldchen auf gutem Boden stocken, da hat dies seine sehr guten Gründe. Allzu leicht ist man geneigt, gerade die kleinen Feldgehölze mitten im Kulturland, die schmalen ins Feld vorstoßenden Waldzungen und dergl. preiszugeben, um das Ackerland abzurunden. Aber ein solcher Entschluß bedarf sehr gründlicher Überlegung, damit nicht der angerichtete Schaden größer werde als der erhoffte Vorteil. Denn fällt der Wald, so geht in vielen Fällen mit ihm der Schutz des Ackers gegen den Wind verloren und der Ertrag sinkt ab. Oder es versiegt die Quelle, die im Schatten des Feldgehölzes noch lebte. Oder es bricht Kaltluft herein, die bisher abgehalten war, und der Anbau frostempfindlicher Gewächse wird in Frage gestellt.

Diese Zusammenhänge sind ganz besonders wichtig in der Umgebung der großen Städte, wie der Kurorte und Bäder. Waldstreifen, ebenso Baumreihen oder Hecken, die quer zur Hauptwindrichtung laufen, also bei uns im allgemeinen von Norden nach Süden, bedürfen ganz besonderer Fürsorge.

Die Wichtigkeit solcher Zusammenhänge ist in den letzten Jahrzehnten vor allem in den Trockengebieten der Vereinigten Staaten Nordamerikas und der Sowjetunion immer deutlicher erkannt worden. Ihre Mißachtung nach 1945 hat sich in Norddeutschland sehr bitter gerächt, sie nimmt auch bei uns im Süden immer größere Bedeutung an, je länger die derzeitige Folge trockener Jahrgänge anhält.

Denn Entwaldung, Bodengefährdung und Änderung des örtlichen Klimas, wie der Wasserführung stehen in engem Zu-

sammenhang, und die Tatsache, daß wir in unserer schwäbischen Heimat, noch am wenigsten die schon in unseren Nachbargebieten sichtbar werdenden Schädigungen, dank der Gunst des Bodens und Klimas, kennen, darf uns nicht verleiten, sie gering zu achten.

Allen solchen Zusammenhängen nachzugehen, Erfahrungen zu sammeln und diese für unser Land auszuwerten, das hat sich die „Schutzgemeinschaft Deutscher Wald“ zum Ziele gesetzt, deren Landesgruppe Nordwürttemberg-Baden sich unter dem Vorsitz des Landwirtschaftsministers im Herbst 1948 gebildet hat. Sie bittet, ihre Geschäftsstelle (Stuttgart W, Marienstraße 48) in allen Fällen zu verständigen, in denen die genannten Zusammenhänge im Spiele sind.

Wohl wird unser Wald überall wieder grünen und seine Wunden ausheilen, wo er erhalten bleibt. Aber das darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß er holzarm geworden ist und daß wir auf Menschenalter hinaus nicht mehr im gewohnten Umfang aus ihm schöpfen können, daß wir aber nicht nur Holz sparen müssen, wo wir irgend können, daß wir auch den Wald selbst viel mehr als bisher schonen und achten müssen um unserer eigenen Zukunft, um unserer Kinder und Enkel willen.

Denn unsere Sorge um den Wald wird immer mehr und immer deutlicher zur Sorge um die Fruchtbarkeit des Landes. Und sie ist nur ein kleiner Teilausschnitt aus der großen Sorge, die heute rings um die Erde immer klarer sich abzeichnet. Aus Nord- und Südamerika, aus Asien, Afrika und Australien häufen sich die Nachrichten vom Fortschreiten der Versteppung, vom Vorrücken der Wüsten. Die Natur ist unerbittlich, und die Völker hätten allen Grund, ihre gesamte Kraft zusammenzufassen, um der durch Raubbau am Boden beschleunigten Entwicklung entgegenzutreten und sich nicht darauf zu verlassen, daß sie von selbst zum Stillstand kommen wird. Auch im günstigsten Falle ist der abgewehrte Mutterboden, ist die ausgewaschene lebendige Oberdecke unwiederbringlich verloren.



# „Welsche“ Dörfer, „welsche“ Namen und „welsche“ Sprache in Württemberg-Baden

*Zu den Jubiläumsfeiern unsrer Waldenser*

*Von Friedrich Vogt*

Nachdem eben 250 Jahre im Verfließen sind, seitdem die Waldenser bei uns auftraten, erscheint es wohlangebracht, ihrer in diesem Jahr besonders zu gedenken.

Lange Jahrhunderte waren sie als Vertreter der ersten evangelischen Religionsgemeinschaft der Welt (ihren Namen, sofern er nicht einfach „Talbewohner“ bedeutet, hatte ihnen ihr geistiger Führer Petrus Waldes gegeben) als einfache Alpenbauern in den Hochtälern der Cottischen Alpen sesshaft gewesen, die von dem heutigen Nordwest-Italien ins südostfranzösische Gebiet hineingreifen. Nach dem Dreißigjährigen Krieg waren sie ihres Glaubens wegen wieder einmal besonders heftigen Verfolgungen ausgesetzt gewesen, deren Anstifter der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen und Ludwig XIV. waren, und schließlich außer Landes gejagt worden. Als Vertriebene hatten sie unter anderem auch Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg um Aufnahme gebeten. Dieser entsprach der Bitte gerne, da weite Gebiete seines Landes seit dem Großen Krieg noch immer entvölkert und verödet waren (die Lage also in dieser Beziehung nicht der entsprach, die unsre heutigen zu uns gekommenen Vertriebenen antrafen). Über 2500 Menschen, unter der Führung des Waldenser-Helden, Pfarrer Henri Arnaud, hatten so schließlich in bereits bestehenden Siedlungen oder in neu von ihnen gegründeten eine zweite Heimat bei uns gefunden. Daß sie zuerst in den dürrtigitsten Verhältnissen hausten, ist bezeugt; ebenso aber auch, daß diese sich im Laufe der Jahre bis zu dem Zustand besserten, in dem unsre Alt-Einheimischen sich befanden und befinden.

Im Jahre 1699 waren auf dem damals württembergischen Gebiet folgende Ortschaften bzw. Teile von ihnen mit Waldensern besiedelt:

Gochsheim (nördlich Bretten); Großvillars und Kleinvillars (zwischen Maulbronn und Bretten); die „welsche“ Gasse in Dürrmenz; des Mûriers, das heutige Schönenberg, Corres und Synac – so gaben die Waldenser die Flurbezeichnung Sengach wieder, die der Ortschaft den noch heute bestehenden Namen lieh (alle nordwestlich Mühlacker); Pinache, Serres und Lucerne, das heutige Wurmberg-Neubärental (alle

südlich Dürrmenz); und Perouse (westlich Leonberg).

Im Jahre 1700 kamen hinzu:

Nordhausen (nordwestlich Lauffen a. N.); Palmbach, Mutschelbach und Grünwettersbach (alle südlich Durlach); und schließlich Boursset, das heutige Neuhengstett (bei Calw).

Einige wenige dieser Siedlungen sind infolge von Grenzveränderungen inzwischen ins Badische gerutscht. Die „welschen“ Ortsnamen sind größtenteils mit solchen gleichlautend, die sich in der piemontesischen Urheimat der Waldenser vorfanden. Für die schwäbischen Mit- und Umwohner waren sie unaussprechbar: sie gaben den Waldensersiedlungen eben die Bezeichnung „Welschdörfer“ bzw. „die welschen“ Dörfer. Daß auch die Flurnamen innerhalb der den Waldensern überlassenen Markungen verwelscht wurden, und so meist heute noch erhalten sind, darf gleich hinzugefügt werden.

Über die im Laufe der Zeit sich vollziehende Angleichung der Waldenser in ihren kirchlichen, schulischen und sonstigen Verhältnissen an die in ihrem Aufnahmeland herrschenden ist in den zurückliegenden Jahren vielfach und ausführlich berichtet worden. Aus diesen Berichten entnehmen wir, daß sie zu Anfang des 19. Jahrhunderts der evangelisch-lutherischen Landeskirche eingegliedert wurden, ohne jedoch darum gewisse ihrer mitgebrachten kirchlichen Bräuche – so z. B. eine besondere Form der Abendmahlsspendung – aufzugeben. Den entscheidenden Schritt zu ihrer Anpassung an ihre neue Heimat bedeutete aber wohl die um die gleiche Zeit erfolgende Umstellung von der bis dahin gebrauchten französischen Schriftsprache in Kirche und Schule auf die deutsche. Von da ab nahm die Kenntnis der deutschen Sprache mehr und mehr zu, ohne daß sie zunächst das mitgebrachte Patois, welches von den deutschen Nachbarn als „Welsch“ bezeichnet wurde (ohne jeden Hintergedanken!), hätte verdrängen können. Dieses stellt einen südfranzösischen, ans Italienische anklingenden Dialekt dar, dessen Art und Schicksal nach der Verpflanzung auf unsern schwäbischen Boden bisher nur einigen wenigen Sprachbeflissenen bekannt geworden ist und darum in diesem Aufsatz erstmals auch der Allgemeinheit in verständlicher Form vermittelt werden soll.

Daß sich die Waldenser im übrigen um unser Land in mehr als einer Hinsicht verdient gemacht haben, sei zuvor wenigstens im Vorbeigehen noch erwähnt. Einer der ihren, ein Handelsmann namens Seignoret, brachte im Jahre 1701 die Kartoffel nach Württemberg, und der bereits genannte Henri Arnaud pflanzte



sie als erster in seinem Gemüsegarten in der Kolonie des Mûriers = Schönenberg. Andere versuchten, die Seidenzucht bei uns heimisch zu machen (gerade daraus erklärt sich ja der französische Namen für das eben genannte Dorf). In den Fabriken der nahegelegenen Landstädte waren die Waldenser, soweit sie nicht mit der Landwirtschaft ihr Leben fristen konnten, als geschickte Hilfskräfte geschätzt.

Sonst brachten sie Leben und frisches Blut in die schwäbische Ecke herein, in die sie verpflanzt worden waren. Sie liebten Sang und Tanz und waren gern gesehen, wo man fröhliche Gesellschafter suchte. Es war etwas los auf ihren Dörfern und in deren Gasthäusern, und bei ihren Dorffesten ging es hoch her, sobald sie einmal ein bißchen zu Geld gekommen waren. So wundert es uns nicht, wenn man beispielsweise dem Dorf Neuhengstett in dessen Umgebung gelegentlich die scherzhafte Bezeichnung „Klein-Paris“ gegeben hat.

Die Waldenser waren – man sieht das heute am ehesten noch bei den Bewohnern von Neuhengstett und Perouse – durchschnittlich mittelgroß, eher klein, zartgliedrig, schwarzhaarig und dunkeläugig, von schmalem Gesicht mit etwas vorstehenden Backenknochen und einer ledergelben Hautfarbe. Also anders als der bei unsern Einheimischen übliche Typ. Doch: Gegensätze ziehen einander an! Im Anfang ihres Hierseins mochten die Tatsachen, daß die Waldenser einem völlig fremden Volk entstammten, daß man sie nicht verstand und auch, daß sie „nichts weiter zu bieten“ hatten, nicht geeignet sein, sie ihren schwäbischen Nachbarn sympathisch erscheinen zu lassen. Im Laufe der Zeit aber fielen die Schranken: die jungen Leute heirateten herüber und hinüber, und heute gibt es nur noch selten völlig untermischte Waldenserabkömmlinge.

Doch nun zu ihrer „welschen“ Sprache. Hört man sie noch heute? Die Frage muß leider verneint werden. Leider – deshalb, weil sie bei aller Einfachheit eine wendige, klangschöne und interessante war. Aber sie hatte sich auf die Dauer in ihrer Abgeschlossenheit so wenig wie das Schriftfranzösische halten können. Heute sind außer den Personen- und Flurnamen nur noch vereinzelte Sprachbrocken aufzufinden. Und nur noch selten sind sich die Sprecher deren Bedeutung bewußt. Auch werden sie jetzt in schwäbisch-fränkischem Tonfall und Lautanstrich vorgebracht.

Nun hat aber der Verfasser dieser Zeilen noch die Zeit erlebt, wo das alte Waldenserwelsch noch von ein paar steinalten Leuten untereinander gesprochen wurde. Es waren dies: Jeanne Hérítier, geb. 1838, aus Neuhengstett; Jeanne Gille, genannt Charriers

Jeanne, geb. 1839, und deren gleichnamige Freundin, genannt Gaydes Jeanne, geb. 1843, beide aus Serres; Jacques Perrot, geb. 1846, in Calw wohnhaft. Er hat sie, bevor sie nacheinander kurz darauf starben, Ende der 20er Jahre aufgesucht, um in der Unterhaltung mit ihnen ihre Mundart unter Verwendung moderner Mittel lautlicher Registrierung festzuhalten (an sich wurde das „Welsch“ ja nur gesprochen und konnte nicht geschrieben werden; dafür war ja eben das Schriftfranzösische eingetreten). Behelfsmäßig, mit den üblichen Buchstaben unseres deutschen Alphabets wiedergegeben, seien einige zusammenhängende Proben von ihr angeführt (man lese jeden Buchstaben so, wie er geschrieben steht):

Zuerst zwei scherzhafte Reimverse:

Margarita, Margarot,  
La patáka büljun trop!  
Tir areire lu tüping,  
La sum bru per lu mating!

Margarete, Margaretchen,  
Die Kartoffeln kochen zu sehr!  
Zieh den Topf weg,  
Sie sind gar für den Morgen!

und:

Margarita, Pjäre ru,  
Kaire sent ave-u eipú?  
Sink a la vinja, sei ai pra,  
Set a la gära per saudá!

Margarete, du rot(haarig)er Peter,  
Wieviel hundert Liebhaber hast Du?  
Fünf im Weinberg, sechs auf der Wiese,  
Sieben im Krieg als Soldaten!

Der des Französischen oder Italienischen Kundige stellt ohne weiteres fest, wie das „Welsch“ mit beiden verwandt ist. Der in den Dingen des Lebens Erfahrene bemerkt andererseits mit Schmunzeln die unbeschwertere Lebensauffassung der jungen Margarete, die den Kartoffeltopf auf dem Herd vergißt, gewiß, weil sie durch das Denken an ihre vielen Lehrer abgelenkt wurde!

Dann das Vaterunser in der einfachen Form, wie es Frau Hérítier hersagte:

Paire dai själ!  
Tung nung la vénta ke priéng.  
Ta bälita vére văr nu.  
So ke tū vori la vénta k ung fáse sū se munt kum ai själ.  
Dúra nu noter pang enköi kome tū li dschurn.  
Sundscha pa a noteri petschá, kusi nu pardúng a noteri parent.



E méra nu pa din l abandúg.  
Adschüa nu fóre dai tschagring.  
Lu själ e la tära e la forsa ä téu. Amen!

Vater des Himmels.  
Deinen Namen müssen wir anflehen.  
Deine Herrlichkeit komme zu uns.  
Das was Du willst, müssen wir tun auf dieser Welt wie  
im Himmel.  
Gib uns unser Brot heute wie alle Tage.  
Denke nicht an unsere Sünden, wie wir vergeben unsern  
Nächsten.  
Und führe uns nicht in die Verlassenheit.  
Hilf uns heraus aus dem Kummer.  
Der Himmel und die Erde und die Kraft ist Dein. Amen!

Dazwischen einige der Flurnamen aus Neuhengstett:

|                  |                     |
|------------------|---------------------|
| li golét         | die Hälslein        |
| la klapiera      | der Steinhaufen     |
| la kurtlinja     | die kurze Strecke   |
| la grantpursjung | der lange Teilacker |
| lu pra de vel    | die Kalbswiese      |
| la tära rusa     | die rote Erde       |

Und schließlich noch einen zusammenhängenden  
Prosatext:

L am pasá a mee d oktobr lu rei ero a nu. Nu l avian  
kuvjá k a vange a notro groso fáto; e pöi al a dit la  
peire pa äsre.  
Ma al a parmatü ka vri üra vee e piljá ün parél lüok;  
ampertut a peja pa naa.  
Koli d li autri lüok vangésan poi si lu vrian parlá. Al ä  
pü vangü. Ke dschurn nu li sun aná angkuntro.  
A no durá la mang. Vint sei tschariot vrian deréire.  
La korda ä rut a ün d si katre kavál. A se areschtá  
dran la gleiso.  
N äara dschant eiki d li weltschi lüok.  
Apräa al ä aná din la gleiso e nu sum arturná reire.  
Eikeng an akmangsá a tschantá; üra filjo d üro veevo li  
a dit ün parél versät ke li an fait dschoi.  
Sundscherai a so k ai vit anká a mi veljio. Si belo koso  
vererai dschame mai ding notre virádsche.

Im vergangenen Jahr, Mitte Oktober war der König bei  
uns. Wir hatten ihn eingeladen, er solle zu unsrem gro-  
ßen Fest kommen; und dann hat er gesagt, das könne  
nicht sein.

Aber er hat versprochen, daß er einmal komme und  
einen solchen (Waldenser)ort mitnehme. Aber jetzt (?)  
könne er nicht gehn.

Die aus den andern Orten sollten dann kommen, wenn  
sie ihn sprechen wollten. Er ist dann gekommen. An  
dem Tag sind wir ihm entgegengegangen.

Er hat uns die Hand gegeben. 26 Wagen kamen hinter-  
drein. Der Strick ist gebrochen bei einem seiner vier  
Pferde. Er hat vor der Kirche angehalten.

Es sind Leute dagewesen von den welschen Orten.

Dann ist er in die Kirche gegangen, und wir sind hinter-  
dreingegangen. Einige haben angefangen zu singen; eine  
Tochter einer Witwe hat ihm ein paar so Verslein vor-  
gesagt, die ihm Freude gemacht haben.

Ich werde an das, was ich gesehen habe, noch in meinen  
alten Tagen denken. So etwas Schönes werde ich nie  
mehr sehen in unsrem Dorf.

Zwischen den einzelnen Waldenser-Ortschaften be-  
standen kleine, aber bezeichnende Unterschiede in  
der Lautgestaltung und der Wortwahl ihrer welschen  
Mundart, so wie das auch bei uns innerhalb des  
Schwäbischen üblich ist. Aber das beschäftigt eigent-  
lich nur den Sprachforscher. Wir begnügen uns hier  
mit der Anführung der Proben, wie sie in allen Wal-  
denserorten verstanden würden, wenn dort immer  
nur noch Waldenser wohnen würden und wenn –  
ja, wenn deren heutige Generation nicht inzwischen,  
was die Sprache anlangt, völlig in unsrem Volkstum  
aufgegangen wäre!

### *Ein kleines Kapitel Dorfsprache*

„Guten Morgen! Fleißig?“ – „So, machet Ihr Holz?“  
„Grüß Gott, sind Sie über Land gewesen? Ja heute ist  
es das erste Mal schön warm“ ... Wer kennt ihn nicht  
aus eigener Erfahrung, den G r u ß, wie er auf dem  
Dorfe üblich ist und wie er – im Unterschied zur kar-  
gen Gebärde, zum flüchtigen, raschen Höflichkeitsaus-  
tausch im städtischen Verkehr – durch den behaglichen,  
traulichen Z u s a t z sich kennzeichnet? Und drängt die  
Arbeit noch so sehr, man nimmt sich doch so viel Zeit,  
einen Augenblick wenigstens beim Anblick des anderen  
zu verweilen und auf sein Geschäft, seine Situation mit  
drei, vier freundlichen Worten einzugehen. So hat man's  
eh und je gehalten, das gehört sich, entspricht dem Her-  
kommen, dem guten Ton, wenn man auf dem Lande  
lebt. Wer in der Stadt aufgewachsen ist, muß sich erst  
daran gewöhnen, es „lernen“, und hin und wieder kom-  
men dabei dann ganz drollige Dinge heraus. So wird  
uns z. B. von einer jungen Pfarrfrau erzählt, die von  
einer dorferfahrenen Freundin über die Wichtigkeit des  
erweiterten Grußes belehrt, ihrem Nachbarn  
auf dem Weg zu seinem Baumgarten begegnet und ihn  
dann ganz vorschriftsmäßig und unter Hinweis auf seine  
nicht zu übersehende und nicht zu verschweigende  
Tätigkeit anredet: „Grüß Gott, Herr Müller. So, tun  
Sie eine Leiter tragen?“ Das ist sicher brav gemeint,  
wenn auch etwas zu mechanisch übersetzt. Sei's drum.  
Die Geschichte ist zum mindesten hübsch erfunden und  
mag manchem unter uns den Abstand zeigen, der ihn  
von der Welt des Dorfes trennt, von ihrem Geist, wie  
er kräftig in der Sprache waltet. Dr. R. Zinser, Baiers-  
bronn, ein Schüler K. Bohnenbergers, teilte eine charak-



teristische Abwandlung des Dorfgrußes mit. Er wird in der Herrenberger Gegend dahin verkürzt, daß auf das lakonische „Au(ch)“ prompt nur das „Jo“ des Angeredeten folgt.

Dieser Gruß, von dem wir ausgegangen sind, er ist ja nur ein besonders geläufiges und zugängliches Beispiel für eine viel umfassendere Erscheinung, die nämlich, wie das ganze Sprechen des dörflichen Menschen noch fest geprägt ist – wir deuteten es schon an – vom Herkommen, von der Überlieferung, wie es einem alten, inneren Gesetz gehorcht, ja nicht selten ein geradezu stilisiertes Antlitz zeigt. Ein Lehrer, der in irgendeiner Gemeinde des Hohenloherlandes in den Bauernhäusern reihum seinen Antrittsbesuch macht, wird überall mit der gleichen Frage empfangen: „So, hewwescho(n) ei(n)gwohnt?“ und bei der weihnachtlichen Verlosung im Gesangverein wiederholt sich Jahr für Jahr der Scherz, wenn der Vertrauensmann die Nummern dem Säckchen entnimmt, eine Niete herauszieht und unter Spannung verkündet: „Gewinn Nummer – Null!“ Und jedesmal lachen alle Anwesenden und freuen sich über den spaßigen Einfall!

Ist das alles aber nun nicht ein Zeichen von Armseligkeit, zeugt es nicht von einem wenig entwickelten und – gegliederten Seelenleben, verrät einen Mangel an Eigentum, an „Individualität“, an persönlicher Ausdrucks- und Aussagekraft, wenn die Sprache so ins Formelhafte zusammenschrumpft, und sich der dörfliche Mensch bei jeder passenden Gelegenheit der schon vorrätigen Vorstellungen und Begriffe bedient?

Da schreibt ein vierzehnjähriger Bub oder ein halbwüchsiges Mädchen die bekannten Patenbriefe – Götterbriefe heißen sie im Alemannischen –, um mit sauberer Schütterschrift auf schönem Papier, figürlich oder geometrisch reich verziert, die Anverwandten zum Ehrentag der Kommunion oder Konfirmation einzuladen. Wir kennen sie ja wohl aus eigener Anschauung, diese Schnörkel und Blumen. Nicht bloß im gemalten Ornament, sondern auch in der Sprache selber. „Höchst unkindlich!“, urteilt der gebildete Leser. „Wie kann man heute noch so steif und altväterlich schreiben, es zu lassen, daß Vokabeln konserviert werden, aus denen längst jedes Leben entflohen ist! Da ist auch nicht die geringste Spur von dem zu entdecken, was das Kind selber erlebt hat, wie es sich in seiner Weise mit der gelehrten Wahrheit auseinandersetzt. Droht hier nicht die Gefahr, daß das Kind zur Phrase erzogen wird? Jeder Satz ist schon festgelegt, jede Wendung, nach Muster und Schablone gemacht, verstößt in ihrem Schwulst, in ihrer zopfigen Lächerlichkeit nicht allein gegen den guten Geschmack, sondern vor allem auch gegen das Gebot der Wahrhaftigkeit.“

Müssen uns solche Einwände nicht einleuchten? Ja, müssen wir nicht als nüchterne und unvoreingenommene, in der Schule der Psychologie erzogene Menschen über diesen strittigen Einzelfall hinaus zu der Feststellung

gelangen, daß die ganze Volkssprache – das Volkssprechen überhaupt – zur Denkfaulheit verleite, seelische Organe abstumpfe oder doch zum mindesten den Mut lähme, auch im sprachlichen Ausdruck auf eigenen Füßen zu stehen?

Und doch will uns scheinen, als ob diese Deutungen alle verfehlt seien. Schon im Ansatz. Ob es sich nämlich um die Volkssprache handelt oder um die Volksdichtung, um die Tracht, die Bräuche, das Recht, die Frömmigkeit, kurz um die mannigfaltigen Äußerungen der Volksseele, – das Einzelne erschließt sich uns nur, wenn es als Teil eines Ganzen gesehen wird, wenn wir es eingliedern in den Organismus, in einem Beziehungszusammenhang erkennen und würdigen. Wie manche Entsprechung ließe sich nur etwa in den beiden Bereichen ‚Volkssprache‘ und ‚Volkskunst‘ entdecken. Gewiß, es lohnte sich, dem Zug zur Stilisierung hier und dort ein wenig nachzuspüren.

Freilich, diese geschlossene, festgefügte, einheitliche Volkswelt ist schon lange und heftig bedroht und in einer gewissen Auflösung begriffen. Das sieht jeder und muß es sehen. Allein es fragt sich doch – und damit kehren wir zurück zu unsrem besonderen Gedankengang –, ob nicht eben etwa das, was wir auf volkssprachlichem Gebiet noch beobachten können, darauf hinweist, daß es immer noch eine starke Macht und geheime Mitte im bäuerlichen Leben gibt: die Macht der Sitte.

„Sprache erscheint als Sitte“ (Dünninger). Von diesem scheinbar so einfachen Satz aus werden wir weiterkommen und alsbald gewahr werden, daß im bäuerlichen Gruß, im Patenbrief, in der Sentenz, in der ganzen vom Vater und Großvater vererbten dörflichen Sprache, in ihrem Wort- und Weisheitsschatz, in ihrem Stil das eigene Leben nicht erstarrt, sondern im Gegenteil lebendig bleibt und sich von Geschlecht zu Geschlecht erneuert. Das Persönliche, das Subjektive, oder wie immer man hier sagen will, ist geborgen in der schützenden und hegenden Hülle der Gemeinschaft und der Überlieferung. Dieses „stilisierte“ Sprechen, diese Sparsamkeit auch in der sprachlichen Gebärde, sie vertragen sich doch ganz wohl mit einem reichen, von mannigfaltigen Regungen des Gemütes bewegten Innenleben, dessen Geheimnis nicht preisgibt, wer noch etwas auf sich hält. Auch die eigenwillige Persönlichkeit, der Kauz, fügt sich meist ohne Not in das Dorf und die Sitte ein. Daß sich gerade auf dem Lande unter der Herrschaft, um nicht zu sagen, unter dem Zwang der Sitte die ausgeprägtesten Originale finden, daß sich die Bauern und Dorfhandwerker trotz ihrem gemeinsamen Vokabular so kräftig voneinander unterscheiden, daß sich hier die Forderung erfüllt „keiner wie der andere, und keiner nicht wie der andere“ (Lagarde) – ich glaube: hier haben wir es mit einem Phänomen zu tun, das außerordentlich gewichtig ist, wensschon vielleicht auch zugegeben werden muß, daß in der Gegenwart und



jüngsten Vergangenheit sich ein folgenschwerer Wandel vollzieht.

„Sprache erscheint als Sitte“. Wenn wir diese Erkenntnis festhalten, dann haben wir zugleich auch vor einem Mißverständnis zu warnen, das u. E. nicht so ganz unbedenklich ist. Es wurde schon da und dort einmal gefragt, was denn für ein Unterschied bestehe zwischen dieser formelhaften, scheinbar unpersönlichen Dorfsprache und etwa der Redemanier, wie sie sich bei einem Großstadtjungen findet. – „Nicht drängeln, Fräulein! Glauben Sie denn nicht, daß mein Sauerkohl gerade so kalt wird wie der Ihre?“ „Hören Sie, mal, junger Mann, ich kann mir auch nicht jeden Sonnabend neue Pedale kaufen“. Usw. Sind es nicht die alten, typischen „Sprüche“, die uns Herr Schnaase und Genossen bei jeder U-Bahnfahrt mit unfehlbarer Sicherheit wieder vorsetzen, die uns schon Ludwig Thoma in seinen scharfgezeichneten Schilderungen zusammengebündelt hat? Man wolle uns recht verstehen. Wir wollen beileibe nicht eine Kluft zwischen Stadt und Land aufreißen. Auch in Berlin oder Hamburg oder in Köln gibt es nicht bloß einen „Jargon“, ein abgeschliffenes, verwaschenes Sprachleben mit allen Merkmalen des Niedergangs und des Zerfalls, ein Reden nach dem Vorbild des Plakats, des Reklamereißers. Auch dort lassen sich noch urwüchsige „Volksmenschen“, echte, unverwechselbare „Volksschläge“ antreffen. Auch dort vernehmen wir noch die nie versiegende Quelle des Volkswitzes, mag auch sein Bau, seine Pointe jeweils anders sein als im Dorf. Und doch wird es gut sein, von Fall zu Fall dem Rate Martin Luthers zu folgen und den Leuten „aufs Maul zu sehen“. Ist es der glatte oder der schwere Mund, der spricht? Die leichte Manier, die das Wort formt, nein, heraussprudelt, oder die durch das Herkommen gehaltene, gezügelte Art, dem andern zu begegnen? Das sind denn doch Unterschiede, nicht weniger bedeutsame als der zwischen Mode und Tracht. Das dörfliche Wort ist ein Stück Tracht („Sprachkleid“), beharrender noch und greifbarer als das Kleid, in dem sich Stadt und Land zusehends mehr angeglichen haben, und das uns nur noch in Trachtenresten oder auf Trachteninseln entgegentritt.

Jedenfalls empfiehlt es sich, im Vergleichen behutsamer zu sein und mit den Begriffen „rückständig“ und „primitiv“ tunlich zurückzuhalten. Haben doch einzelne Forscher, um noch ein eindrückliches Beispiel jener „anderen“ Deutung heranzuziehen, für unser Gefühl allzumunter die Grenzen verwischt, den nämlichen oder einen ähnlichen Vorgang konstatierend, wenn ein alter Bauer die Zeichen +C+M+B am Dreikönigstag auf die Türe schreibt oder der moderne Autofahrer eine Maskotte an seinen „Wagen“ hängt. Natürlich – das Vergleichen ist wichtig und nötig zum Erkennen. Aber auch zum Erkennen des Besonderen, Eigenen, Unvergleichbaren. Nicht zuletzt auch bei der Dorfsprache und ihrem keuschen „gesitteten“ Wesen.

Dieter Narr

## Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde im Schwäbischen Heimatbund

### III. Verkehr

(in den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln I, II, IX, X, XII, XIV, XV, XVII, XVIII)

Der Verkehr dient nicht allein dazu, Güter und Waren zu befördern, sondern auch dazu, Menschen und Menschenmassen zu bewegen, zu verschieben, sie zusammen- und auseinanderzubringen. Ihm kommt daher in hohem Maß eine gemeinschaftsbildende Kraft zu, die in ihren mannigfaltigen Äußerungen wertvolle Beobachtungen zuläßt.

Der Verkehr innerhalb der Siedlungen. In der Stadt unterscheiden sich deutlich die Wohnstraßen von den Straßen des Orts- und Durchgangsverkehrs. In den einen sammeln sich spielende Kinder, auf den anderen fluten geschäftliches Leben und Verkehr mit allen Begleit- und Folgeerscheinungen. Dazu kommen städtische Marktstraßen und Marktplätze sowie Straßen, in denen die auswärtigen Fuhrleute (heute vielfach Omnibusfahrer) einstellen. Wirtshäuser und Parkplätze vervollständigen das äußere Bild. Auch im Dorf lassen sich Unterschiede aufzeigen; in langen Straßendörfern gruppiert sich das Volksleben anders als in geschlossenen Siedlungen mit zentralem Wegesystem; der Dorfplatz spielt je nach dem eine andere Rolle. Welche Veränderungen aber mögen eingetreten sein, seit die Umgehungsstraße den Ort nicht mehr berührt?

Für den Verkehr innerhalb der Markung hat die Fernstraße keine allzu große Bedeutung. In der bäuerlichen Siedlung ist er gekennzeichnet durch den Weg des Bauern zu seinem Feld. Wie liegen diese Wege vor und nach der Flurbereinigung und welche Entfernungen sind im einen oder anderen Fall zu bewältigen? Diese Fragen sind nicht ohne Einfluß auf den Menschen und seinen Tageslauf, auf Wirtschaftsform und Ertragsverhältnisse.

In der Stadt ist es der Verkehr von und zum Arbeitsplatz, der bestimmte Verkehrsmittel, bestimmte Verkehrsrichtungen und -wege und verschiedene Verkehrszeiten benützt. Im Umkreis der Stadt spielen neben den Verkehrswegen Promenade- und Panoramawege eine Rolle.

All diese Dinge interessieren nicht nur in ihrer gegenständlichen Art, sondern vor allem in ihrer Beziehung zum Menschen und zu seinem volkstümlichen Leben und Treiben.

Der Verkehr zur Stadt. Wie eine Spinne im Netz liegt die Marktstadt im Wegenetz ihres Einzugsgebiets oder die Industriestadt im Verkehrsnetz ihres Wirtschaftsraums. Mit welchen Wegen und Verkehrsmitteln ist ein Dorf mit der Kreis-



stadt, Marktstadt, Industriestadt, eine Kleinstadt mit der Großstadt verbunden? Wo bringt der Bauer seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu Markt, wo kauft er Geräte und Artikel des täglichen Bedarfs? Wo kauft der Kleinstädter? Mit welcher Einstellung gehen die Menschen zur Stadt (geschäftlich, dienstlich, zur Belustigung, in Sonntagskleidung, Tracht)?

Entsprechend gibt der Verkehr zum Industrieort (Pendelwanderung) mannigfache Aufschlüsse über Verhalten und Denkweise der Menschen, über städtische Einflüsse im Dorfleben (Arbeiterwohndorf) oder Anpassung des bäuerlichen Menschen an die städtischen Verhältnisse.

Die amtlichen wie die volkstümlichen Straßennamen vermitteln gelegentlich interessante Einblicke in das örtliche Leben vergangener Tage (berühmte Männer, besondere Ereignisse, Erinnerung an Örtlichkeiten, Flurnamen). Mehr noch dort, wo es sich um Bezeichnungen aus früherer Zeit handelt und heute nur noch Flurnamen, mit Sagen und Erzählungen verknüpft, von alten Verkehrswegen künden und von dem Leben, das sich darauf abgespielt hat (z. B. Diebsteig, Katzensteig, Weinstraße, Salzstraße, Heerstraße, Rennweg, Hochsträß, Totenweg, Kirchweg, Richtweg, Postweg).

Nun zu den Verkehrsmitteln selbst. Außerhalb dem modernen Personen- und Güterverkehr (auf Schiene, Straße und Wasserwegen) finden wir vielfach noch im landwirtschaftlichen Bereich Verkehrsmittel vor, die landschaftlich verschieden, durch Tradition und Wirtschaftsweise bedingt sind. Hier interessiert das Pferde- und Kuhfuhrwerk mit seiner jeweiligen Bespannung, die verschiedenen Wagen, der zweirädrige Karren, der Schubkarren; auch Trageverkehr gibt es noch vielfach. Der Gegenstand selbst, der dem Verkehr dient, wie alle seine Einzelteile tragen volkstümliche Namen. Welche Verbreitung, welche Bedeutung, welche Benennung kommt diesen Dingen zu?

Das Reisen: was hält man davon? was tut man dabei? – so lautet weiter die Frage. Es ist bekannt, daß eine große Zahl von Glaubensvorstellungen und Brauchhandlungen gerade mit dem Reisen zusammenhängt.

So kann es sein, daß man für die Reise einen bestimmten Tag wählt (Glücks- und Unglückstag) oder besondere Tageszeiten bevorzugt. Schon zur Vorbereitung der Reise sind gewisse Dinge notwendig. Sucht man sich nicht gelegentlich heute noch durch einen Reiseschutz, Reisesegen oder Talisman zu sichern? Wenn man unterwegs ist, so begegnet einem allerhand Bedeutsames: ein altes Weib, ein Kaminfeger, eine schwarze Katze, eine Spinne, Schafe zur Linken usw. Wie aber hat man sich selbst auf dem Weg zu verhalten, besonders an Punkten, wo es nicht ganz geheuer ist, an Kreuzwegen, im Hohlweg, an auffallenden Bäumen, Felsen, beim Passieren eines Grenzsteins, der Markungs- oder Landesgrenze, eines Tors, einer Furt, einer Brücke? Das Augenmerk

ist auch auf die Markierung des Weges zu richten, auf Wegzeiger, Zeichen, Richtungsbäume u. a.

Kunst am Wege (vgl. XXV). Bildhaftes Darstellungs- und Schutzbedürfnis hat die Wege mit Bildzeichen versehen, hat Heiligenbilder, Kruzifixe, Stationen errichtet. Auch Erinnerungszeichen (Marterln und dergleichen) sind kunstvoll gestaltet. Neuerdings werden besonders die Wegzeiger durch Bemalen und Schnitzen gestaltet.

Reiches Material findet sich bei den Berufsgruppen, die sich vorwiegend mit dem Verkehr befassen. Das sind in erster Linie die Fuhrleute. Was haben sie über die oben genannten Punkte zu berichten? Auch bei ihnen haben sich Überlieferungen erhalten, die sich an Wegstrecken, Rastplätze oder besondere Punkte knüpfen. Sie haben auf die Einhaltung und Durchführung gewisser Handlungen geachtet. Doch die Zunft der Fuhrleute ist heute zusammengeschrumpft. An ihre Stelle sind die Fernlastfahrer getreten. Auch sie haben ihre Rastplätze, ihre Kennzeichen, ihren Talisman u. a. m. Sollten sie Glauben und Brauch der Fuhrleute übernommen und umgewandelt haben? Gehört vielleicht auch der Lokomotivführer zu denen, die daraufhin zu befragen wären? Was wird endlich beim Wandergewerbe, beim „Fahrenden Volk“ zu holen sein? Wie reich solche Quellen fließen, hat eine „Schiffervolkskunde“ an der unteren Elbe erwiesen.

Der kultische Verkehr (vgl. XIX) entspringt religiösen Motiven. Zu ihm gehört Umzug, Umgang, Umfahrt, besonders aber die Wallfahrt. Stationen, Kruzifixe, Kapellen kennzeichnen den Wallfahrtsweg, der vielleicht nur einem Feldweg folgend von viel tausend Menschen begangen wird. Wie viele mögen es sein, wo kommen sie her? Sie lagern auf den Wiesen, werden von fliegenden Händlern gepflegt, bringen Votivgaben und kaufen sich Andenken.

Im letzten Ausläufer gehört auch der Festverkehr (vgl. XVIII) hierher, bei dem die Volksfeste große Menschenmassen anziehen (Schützenfest, Schäferlauf, Rutenfest u. a.). Mit Extrazügen und Omnibussen, mit Fahrrad und zu Fuß strömen die Menschen dem Ort zu, sind herausgehoben aus ihrer Alltagswelt und hineingestellt in die Fest-Gemeinschaft mit Rummel und Tanz, Belustigung, Markt und traditionellem Herkommen.

Endlich bleibt zu betrachten das große Gebiet, das mit dem Fremdenverkehr zusammenhängt. Der Sonntagsausflug, der Urlaubs- und Saisonreiseverkehr stellen die Frage nach Ort, Zeit und sozialer Schicht, die davon erfaßt wird. Wer reist, wie und wozu wird gereist? Ausflugsziele und ihre Besonderheiten? Zweck der Reise? Andererseits ist zu fragen: wo und wie findet der Reiseverkehr Aufnahme und Unterkunft? Wie aber verändert sich ein Ort, wenn er zum Fremdenverkehrsort, Kurort, Badeort, Wintersportplatz, Ausflugsort wird, nicht allein in seinen äußerlichen Formen, sondern vor allem im Leben der Menschen und in ihrer Einstellung zu den Dingen.



In welcher Weise tritt hier eine Umwertung oder Entwertung traditionsgebundener Formen ein? Die Tracht wird zum Schaustück, Volkskunst zum Kunstgewerbe und zur Andenkenindustrie, das Bauernhaus zur Pension, das Dorfwirtshaus zum Kurhaus. Die ländliche Einsamkeit wird zur „großen Welt“.

Überall gilt es, in der Vielfalt und im Wandel der Erscheinungen die Formen menschlichen Denkens und Handelns zu erfassen.

### *Das württ.-badische Landeswappen*

Wappenkunde war einmal eine Wissenschaft, die sehr wichtig genommen und an den Universitäten gelehrt wurde. Heute sind ihre Regeln, die sich im Laufe von Jahrhunderten herausgebildet haben, anscheinend selbst bei denjenigen Stellen in Vergessenheit geraten, die sich damit ex officio zu beschäftigen haben.

Wir wollen, ohne der Sache tiefen Ernst beizumessen, zu einem sehr naheliegenden Beispiel, nämlich unserem Landeswappen, einige Anmerkungen machen und zur Erwägung geben, ob es nicht besser und einfacher ist, ein Wappen richtig und, was uns nicht unwichtig erscheint, auch geschmacklich einwandfrei zu entwerfen, als das Gegenteil zu tun. Es ist immerhin das Symbol unseres Landes und ist den wichtigsten Urkunden der Regierung beigesetzt. Vielleicht – wir möchten dies wünschen – geben unsere Ausführungen die Anregung, ein zukünftiges Wappen so zu gestalten, daß es den heraldischen Regeln und der geschichtlichen Überlieferung entspricht, und es sich neben den Wappen der anderen deutschen Länder sehen lassen kann.

Das württembergisch-badische Wappen (siehe Abbildung aus dem Staatsanzeiger) trägt auf quadriertem Schild in den Feldern 1 und 4 das badische, in 2 und 3 das württembergische Wappen, in der Schildhaupt die Farben schwarz-rot, d. h. die württembergischen Landesfarben, wie sie seit 1817 bis in die jüngste Gegenwart gebräuchlich waren. Der Sinn der Wappengestaltung ist klar, man wollte die Wappen der beiden Landesteile in einem Wappen vereinigen und ihnen die Landesfarben beisetzen.

Nun gelten aber für die Wappengestaltung bestimmte Regeln, eine davon teilt den Feldern eines quadrierten Wappens einen rangmäßigen Wert zu. Feld 1 ist das erstrangige, dem die anderen Felder folgen. Es wäre daher richtig gewesen, den württembergischen Hirschstangen als dem Wappenzeichen des größeren Landesteiles das erste Feld, dem badischen Schrägbalken das zweite Feld einräumen, das vierte Feld würde dann wieder das württembergische, das dritte das badische Wappen aufnehmen. Das Schildhaupt, an sich eine heraldisch seltene Form, wäre, wenn man die Landesfarben besonders hervorheben wollte, nicht schwarz-rot, sondern schwarz-rot-gold zu tingieren gewesen, denn diese sind die zur Zeit gültigen Farben unseres Landes. Man hätte jedoch ebensogut oder besser darauf über-

haupt verzichten können, da die Landesfarben in den schwarzen Hirschstangen Württembergs, dem roten Schrägbalken Badens und dem goldenen Grund beider Wappen enthalten sind.

Noch eine Bemerkung zu den Landesfarben: Württemberg-Baden besitzt, nachdem die Bundesrepublik schwarz-rot-gold zu den Bundesfarben gewählt hat, eigentlich keine eigenen Landesfarben mehr. Es wäre so einfach und heraldisch richtiger gewesen, schwarz-gold-rot als Landesfarben zu nehmen, denn nach einer anderen heraldischen Regel sollen die „Farben“ (hier schwarz und rot) durch ein Metall (in unserem Falle gold) getrennt sein. Man hätte damit außerdem, was historisch sinnvoll gewesen wäre, die bis 1817 gebräuchlichen württembergischen Farben wieder aufgenommen und das an sich heraldisch falsche schwarz-rot, dem das zur Ergänzung notwendige „Metall“ fehlt, endlich aufgegeben.

Ganz merkwürdig sieht dieses Wappen aus, wenn es farbig dargestellt wird. An zahlreichen Dienstgebäuden, auch auf dem Sonderdruck der Verfassung, wird das Gold beider Wappenschilder Badens und Württembergs im Ton zueinander abgestuft. Der badische Schild ist goldgelb, der württembergische hellgelb gehalten. Die Heraldik kennt Tonabstufungen der „Metalle“ nicht. Gold wird gelb gleichgesetzt, und da es nur ein Metall gold gibt, gibt es auch nur ein gelb.



Neben diesem offiziellen Staatswappen wird aber auch noch ein zweites Wappen, das der Landespolizei geführt. Dieses Wappen hat mit Heraldik und historischer Tradition überhaupt nichts zu tun, da das überlieferte Wappenbild ganz willkürlich geändert ist. Es zeigt ebenfalls einen quadrierten Schild, in dessen erstem Feld drei goldene Hirschstangen auf schwarzem Grund stehen. Das zweite Feld ist rot, das dritte Feld ist ebenfalls rot, das vierte trägt das badische Wappen. Man kann sich zwar mit einiger Phantasie denken, was der Erfinder dieses Wappens beabsichtigt hat, wir stehen aber auf dem Standpunkt, daß das Wappen als Hoheitszeichen eines Landes keine Privatangelegenheit eines Amtsvorstandes ist.

Was für das Landeswappen gilt, trifft leider ebenso auf viele der in letzter Zeit in großer Zahl entstandenen Gemeindewappen zu, die großenteils weder geschichtlichen noch wappenkundlichen Ansprüchen genügen. Es wäre zu wünschen, daß die zuständigen Stellen einen strengen Maßstab anlegen und sachverständige Prüfung verlangen. Wie sorgfältig, klar und historisch einwandfrei ist das Wappen unseres Nachbarlandes Bayern entworfen, das wir auch als geschmacklich vorbildliches Beispiel beisetzen.

Richard Schmidt



*Robert Gradmann †*

Die geographische Wissenschaft hat mit dem am 18. September d. J. im Alter von über 85 Jahren verstorbenen Professor Dr. rer. nat. und philos. Gradmann einen weit über die Grenzen des Deutschtums hinaus bekannten und hochgeschätzten Meister verloren, das schwäbische Land und Volk aber nicht bloß einen seiner besten Kenner, der ihm bis zum letzten Atemzug seines langen Lebens forschend gedient hat, sondern auch einen Kulturträger von hohem Rang. Das Alter hat den Schaffensfrohen nicht berührt, sondern zu immer weiter ausgreifenden Fragen der Geographie und Botanik vor allem und der Beziehungen zwischen Natur- und Kulturlandschaft geführt, nachdem er uns 1931 als Testament seiner lebenslangen Heimatforschung und Heimatliebe sein klassisches Werk, die zweibändige Länderkunde von Süddeutschland, geschenkt hatte. Und nicht müde war er, in kristallklaren Einzelaufsätzen grundsätzliche Fragen der Methode zu erörtern und der Forschung bestimmte Ziele zu stecken. So ist er zum allverehrten Altmeister der Geographie und Landeskunde geworden. Eine besondere Freude war ihm zum Schluß seines Lebens geschenkt, der endlich wahr gewordene Druck seines Pflanzenlebens der Schwäb. Alb in der neu von ihm bearbeiteten 4. Auflage, zu dem sich der herausgebende Schwäb. Albverein im Frühjahr d. J. entschlossen hat. Mit unermüdlicher Energie hat er, als der komplizierte Satz vor einigen Monaten begann, sich den Korrekturen gewidmet und so von sich aus alles dafür getan, was ein Autor für sein Lieblingskind aufbringen kann. Wer eine Ahnung oder gar ein fachmännisches Wissen vom Inhalt des einfach unübertrefflichen Gradmannschen Werkes hat, das nahe vor dem Fertigwerden steht, kann nur dem Geschick für dieses Altersgeschenk danken, durch das er sich – an der Schwelle des Todes – für immer in die dankbaren Herzen seiner lieben Albvereinler nicht bloß, sondern auch aller Natur- und Heimatfreunde für immer eingeschrieben hat.

Die Botanik ist es, über die er den Weg zur Geographie genommen hat. Aber auch sie steht nicht im Studienplan etwa des Studenten, der im Jahre 1883 aus dem Seminar zum Tübinger Stift übergetreten ist, sondern die Theologie, und Pfarrer ist er 11 Jahre lang gewesen. Alsdann wurde er im Jahre 1901 nach Tübingen – wo er auch seine Frau aus den Bürgertöchtern geholt hat – auf Grund seiner wissenschaftlichen Leistungen an die Universitätsbibliothek versetzt, die damals allmählich besonderen Aufgaben entgegen ging, wie dem Neubau (eröffnet 1912) und dem neuen Zettel-Hauptkatalog, einer Riesenarbeit, der er sich mit seinem praktischen Verstand besonders gewidmet hat. Der Kultminister war hauptsächlich auf sein Pflanzenleben der Schwäb. Alb, erschienen zum erstenmal im Jahre 1898, auf den jungen Gelehrten aufmerksam geworden und sorgte später da-

für, daß ihm der König die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen hat, eine wirklich damals noch seltene Auszeichnung. In Tübingen hat er alsdann neben dem Bibliotheksdienst von 1909 ab als Dozent und von 1914 als a. o. Professor der Geographie überaus erfolgreich in Wissenschaft und Unterricht gewirkt.

In einem mit Charme und Humor durchsetzten Erinnerungsblatt an seinen Freund Professor Eugen Nägele, geschrieben Dezember 1937 unter dem frischen Eindruck des noch in seiner Vitalität und Originalität vor ihm stehenden Freundes, hat er erzählt, wie er ohne ihn, das sei seine feste Überzeugung, in irgend einer Landpfarrei hängen geblieben wäre und Rosen okulierte hätte. Er sagt dann auch, wie er seit dem 12. Lebensjahr Pflanzen gesammelt und bestimmt habe, und als Vikar in Kuchen begeisterte er sich für die Pflanzenwelt der Alb. Die Verwendung als Vikar in Leutkirch und dann als Pfarrer im fränkischen Forchtenberg ermöglichte ihm anregende Vergleiche aus anderen Landesteilen. Und so sandte er eines Tages an Nägele, den neuen Schriftleiter der Blätter des kurz vorher gegründeten Albvereins, einen ersten botanischen Aufsatz, worin er die Pflanzenwelt der Schwäb. Alb zusammenfaßte. Und als bald darauf dem Albverein eine Stiftung zur Anlage eines botanischen Gartens auf der Alb zuteil wurde, da war es der junge Theologe, der davon abriet, weil doch alle Pflanzen geräubert würden, und dem Verein die Herausgabe eines mit farbigen Bildern geschmückten botanischen Führers für die Albwanderer vorschlug; er selber komme dafür nicht in Betracht; denn er habe überhaupt nie eine botanische oder überhaupt naturwissenschaftliche Vorlesung gehört. Nägele schrieb vier Wochen nachher, da er niemand dafür gefunden hatte, die klassischen Worte „Schreibs selber!“ zurück. Nach 5 Jahren war die Arbeit fertig. Die Sachverständigen lehnten sie als zu hoch ab. Nägele war anderer Meinung und drang durch. Das sind die Anfänge des berühmten Gradmannschen Pflanzenlebens der Schwäb. Alb. Aber Nägele sorgte noch weiter. Als der erste Band gedruckt war, ging er, ohne Gradmann etwas davon zu sagen, zum damaligen Professor der Botanik in Tübingen, Vöchting, mit der Frage, ob der Verfasser, dessen Druckbogen er vorlegte, damit zum Dr. der Naturwissenschaft promoviert werden könne. Diese Frage wurde freudig bejaht. Ja, angesichts der Leistung verzichtete die Fakultät noch auf weitere mündliche Prüfung in Nebenfächern und machte ihn 1898 zum „Dr. sc. nat. summa cum laude“ und gab die noch im voraus eingezahlten Promotionsgebühren zurück.

Wir haben diese Geschichte etwas ausführlicher erzählt, weil sie der schwäbischen Geistesgeschichte nicht verloren gehen darf und weil sie zwei Männer betrifft, deren Andenken und Vorbild das schwäbische Volk nicht vergessen darf.

Gradmann hat selber diese einer Ehrenpromotion gleich



kommende Auszeichnung, die geradezu den Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn bedeutete, immer besonders als freundlichen Stern betrachtet. Andererseits war es dem 75-jährigen große Freude, daß ihm 1940 die Ergänzung der naturwissenschaftlichen Doktorwürde durch die der philosophischen Fakultät zuteil wurde. Sie wollte damit den großen Siedlungsgeographen und Landeskundler ehren, der als Hochschullehrer in Tübingen und Erlangen die geschichtliche und sprachliche Betrachtungsweise, Probleme der Urgeschichte und der Siedlungskunde, der Wirtschafts-, Kultur- und Verkehrsgeographie, weiter Fragen wie das ländliche Siedlungswesen und die städtischen Siedlungen Württembergs oder den Getreidebau im deutschen und römischen Altertum hervorragend gefördert hatte. Dazu kommen noch seine glänzenden Beiträge zur Vorgeschichte, so die Entdeckung eines Grundgesetzes derselben, der Lehre von der Abhängigkeit der Besiedlung vom Gegensatz zwischen offener Kulturlandschaft und fast menschenleeren Urwaldgebieten, sowie damit im Zusammenhang der Lehre von den Beziehungen zwischen Steppenheidegebieten und Besiedlung.

Im Jahre 1919 ist Gradmann einem Rufe der Universität Erlangen auf das geographische Ordinariat gefolgt. Die Beziehungen zum Heimatland rissen selbstverständlich nicht ab. Gradmann war schon in seiner Tübinger Dozentenzeit nebenamtlich an das Württ. Statistische Landesamt angegliedert und hat viel dafür gearbeitet, so zunächst 1904–07 die Bearbeitung der sehr wichtigen geologisch-geographischen Abschnitte für die Neubearbeitung des vierbändigen Sammelwerkes „Das Königreich Württemberg“: ihre Darstellung bedeutete einen gewaltigen Fortschritt im Sinne einer wirklich wissenschaftlichen Geographie, die immer klarer die Aufgaben der eigentlichen Landeskunde stellte. Auch der neuen Auflage der Oberamtsbeschreibungen stellte er sich anfangs zur Verfügung. In Erlangen war er bald die Seele der fränkischen Landeskunde und der Träger der modernen Siedlungsgeographie; immer wieder wies er auf die Notwendigkeit des umfassenden Rüstzeugs hin, das allerdings ihm in einer unerhört vielseitigen Weise zur Verfügung stand.

Im Jahre 1925 sprach er in Erlangen als Rektor über ein von Geographen wenig behandeltes Thema „Volkstum und Rasse in Süddeutschland“. Hätten doch mehr Gelehrte und Gebildete damals auf seine ruhige Sachkenntnis und die Reife seines Urteils auf Grund seines universalen Wissens gehört!

Nach der Emeritierung im Jahre 1934 zog er sich wieder in seine alte Tübinger Heimat zurück. Hier ging die Arbeit weiter. Ein Aufsatz um den anderen erschien und nahm Stellung zu aktuellen Fragen, wie etwa den methodischen Problemen der Pflanzensoziologie oder der Steppenheidetheorie, umstrittenen Fragen der atlantischen Klimaperiode, in deren Erörterung sein Wort jedoch von größtem Gewicht bleiben wird. Es ist auch ein Zeichen seines Wahrheitssinns, daß er in den Jahren,

da das Dritte Reich sich mehr und mehr in die Wissenschaft eingemischt hat und die Verwirrung, aber auch der Mangel an Mut zunahm, uns Schwaben mit zwei überaus wertvollen Beiträgen zur Rassenfrage und Verwandtem die Wahrheit gesagt hat: 1937 schrieb er zur „Abstammung des schwäbischen Volkes“, wobei er nicht vom heutigen Rassenbild ausgeht, sondern von der Zusammensetzung der südwestdeutschen Bevölkerung des Frühmittelalters und nach 500 n. Chr., zu welcher Zeit sie in der Hauptsache der nordischen Rasse angehört hat. Und dann folgt eine feine Zeichnung der seelisch-geistigen Art des schwäbischen Volkes, wie sie nur einem Kenner seiner tiefsten Untergründe zu Gebote steht. Sein Rassenbild ist frei von jeder Einseitigkeit. Er kommt zum Ergebnis, daß Rassenmischungen tatsächlich veränderlich sind, wodurch ja Kurzköpfe und Brünette hereingekommen sind. Er schließt mit dem Ergebnis, daß „für eine vorwiegend keltoromanische oder gar nichtnordische Abstammung des schwäbischen Volkes kein Beweis erbracht werden kann.“ Auf derselben Höhe steht sein Aufsatz über die „Schwaben und Alemannen“ (1939).

Alles an Gradmann war echt und wahr; was er sagte und auch was er schrieb, war nicht ohne künstlerischen Anhauch. War er doch auch ein Freund bester Musik und übte das Violinspielen weit über den Durchschnitt aus. So weht auch durch seinen Stil eine ungewöhnlich tiefe, zugleich schlicht bescheidene Bildung. Mit den Höhen und Tälern der Alb, die er viel, mit Vorliebe, allein oder mit der geliebten Frau, durchwandert hat, dazu mit ihren Quellen und Bächen verband ihn tiefe Liebe, die er dann auch zum Reden brachte. Zu seinem 75. Geburtstag habe ich seinerzeit geschrieben, daß Gradmann in die Reihe ehemaliger Seminaristen und Stiffter gehört, die das Beste dieser auf dem Humanismus aufgebauten – besser aufgebaut gewesenen – Internatserziehung, die Kunst des Arbeitens, Selbständigkeit des kritischen Denkens, geistige Aufgeschlossenheit für das Wesentliche und Kameradschaftlichkeit, mit ins Leben hinausgenommen haben. Und den Einwand gegen diese Institute, daß sie gegenüber der Natur stumpf oder gleichgültig gemacht hätten, widerlegt sein und vieler anderer Lebensgang. Aus dieser überaus soliden, ebenso breiten wie tiefen Bildung, die er freilich meist dem Selbststudium verdankt, hat er der Wissenschaft, aber auch dem deutschen Volk so vieles Wertvolle geschenkt. Nur ein Forscher mit seinem Reichtum origineller Gedanken, die dazu in straffster Ordnung, klarster Form und feinsten Sprache vorgelegt sind, hat beispielsweise auf einem so viel beackerten Gebiet zwei Werke schaffen können, wie seine Geographie Süddeutschlands und sein Pflanzenleben der Schwäb. Alb. Es gibt nicht allzu viele Gelehrte, die, wie er, es fertig gebracht haben, auf einem Wissenschaftsgebiet, zumal von solcher Vielseitigkeit, wie der Geographie, das sie nicht studiert haben, aus gänzlich eigener Kraft sogar Meister zu werden. *Peter Goeßler*



*Hermann Mattern über Naturschutz*

Der Gartenarchitekt Hermann Mattern, der Gestalter der Gartenschau am Killesberg, hat in einem Buch „Die Wohnlandschaft“ über Naturschutz die folgenden merkwürdigen Ausführungen gemacht, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen:

„Vereinzelte bemühen sich Menschen oder einige Berufsgruppen oder auch einige gesetzgebende Institutionen, Einzelheiten in der Landschaft zu retten, sie zu schützen oder vor weiterem Ausrotten zu bewahren. Wir müssen uns heute ernstlich fragen, ob mit diesen Maßnahmen Wesentliches erreicht werden kann – ob mit einer *Gesetzgebung* neue organische Zusammenhänge geschaffen werden können. Vorerst werden durch die an sich sehr nützlichen Gesetze des Naturschutzes und des Landschaftsschutzes mehr oder weniger reizende Oasen geschaffen. Aber genau genommen werden Inseln des Naturschutzes gebildet: verlandende Seen in ihrer Verlandungsentwicklung fixiert, saure Wiesen um einiger seltenen Vögel oder wegen Resten natürlicher Pflanzengesellschaften aus dem lebendigen Zusammenhang mit der Umgebung genommen. Wie selten sind die Bemühungen, die Gewässer im Zuge der biologischen Notwendigkeiten auf ihre Zu- und Abflüsse hin zu untersuchen, sie lebendig zu machen, die Gewässer eventuell zu verbreitern und durch die Bildung neuer Teiche Verdunstungsflächen zu vergrößern, aber zugleich auch saure Wiesen zu entwässern und vom gesunden Kleinklima her größere Klimaräume zu beeinflussen. Als Naturschutzinseln bleiben solche lokalisierten Einheiten nur wenige Jahre das, als was sie pietätvoll gedacht waren, sie bleiben Anschauungs- und Studienmaterial. Aber aus den Zusammenhängen gerissen ohne lebendige Verbindungen müssen sie sich verändern und tragen bald alle Kennzeichen des Aussterbens und des Verfalls.

Von hier aus muß der Naturschutz über die plan- und sinnvolle Gestaltung zur Landschaftspflege und Landschaftsgestaltung verändert werden, von hier aus müssen die tragbaren Beziehungen zwischen Mensch und Landschaft untersucht werden.

Wir haben es ja nicht mehr mit Landschaft im ursprünglichen Sinne zu tun, sondern mit Wohnlandschaften, aus denen weder die Vermehrung des Menschen noch die Entwicklung der Technik zu bannen sind. Wir haben uns unentwegt damit zu beschäftigen, unsere Lebensformen und unseren Lebensraum in Einklang zu bringen, beziehungsweise den Lebensraum zu dem jeweiligen menschlichen Tun in gesunde Beziehung zu bringen.

Dieses Bewußtsein bestätigt überhaupt erst den Begriff des Heimes, des Daheimseins, der Heimat.

Wir müssen versuchen, die reproduktiven Begriffe im Naturschutz zu verändern. Alle Werte, die in sich lebendig sind, bedürfen des Schutzes nicht. Aber alle Werte

verlangen ihre Entwicklung zu immer neuer Fruchtbarkeit. Schutz bietet man immer schwachen Situationen, Schutz, – also auch Naturschutz – ist eine negative Tätigkeit. Eine dynamische Angelegenheit wie der Begriff der Heimat hat es nicht nötig, geschützt zu werden. Sie muß immer wieder erkannt und mit neuem Sinn erfüllt werden, aber sie darf nie verzärtelt oder unter abhängige Aufsicht gestellt werden. Auch Tradition im Sinne von festgelegten Erfahrungswerten kann nur ihre Berechtigung haben, so sie Trägerin neuer lebendiger Aufgaben ist. Tradition ist statisch – Heimat ist dynamisch!

Betrachten wir die Stadtplanungen der letzten Jahre und Monate: Vorhandene Entwässerungskanäle der zerstörten Städte entscheiden über die Lebensformen der kommenden Generationen. Fruchtbarste Talböden, aber für menschliche Wohnungen ungesund, werden weiterhin, dem Gesetze der Trägheit folgend, bebaut. Unfruchtbarere, aber für den Menschen gesündere Lagen (Steilhänge) werden dem „Naturschutz“ unterstellt. Die Grundlagen unserer Wasserwirtschaft, Verdunstungsflächen, Taubildungen werden (wider besseres Wissen) verändert. Man will nicht mit der „Tradition“ brechen, man schützt sentimentale Werte. Das ist steriler Naturschutz!

Schwemmböden in den Flußstälern (Rheintal) werden unentwegt weiter bebaut, mit Straßen durchzogen und mit Industrien besetzt, der Wasserverbrauch ist örtlich nicht mehr zu decken, die Talhänge sind mit dürrtigem Bewuchs bestellt und bieten geringe Verdunstungsmöglichkeiten. Durch Weidewirtschaft unbewaldete, der Erosion ausgesetzte Hänge stehen unter Naturschutz. Fruchtbarste Talböden werden der natürlichen Nutzung entzogen und mit Asphalt überspannt.

Durch Hochwasserdämme geschützte Auellandschaften, die vor Jahrzehnten aus einer rationellen Einstellung falsch aufgeforstet wurden, die schlechten Aufwuchs tragen, werden gegen fortschrittliche Planungen mit den Paragraphen des Natur- und Landschaftsschutzes verteidigt. (Unlebendiger Naturschutz.) Diese Beispiele lassen sich aus allen Landschaftsräumen beliebig vermehren.

Der Naturschutz ist hier zu einer ästhetischen Angelegenheit geworden. Warnende Stimmen werden bei den Planungsämtern lächelnd überhört.“

Hermann Mattern geht von ganz falschen Voraussetzungen aus und irrt auch in sachlicher Hinsicht. Er bezweifelt zunächst den Sinn der Naturschutzgesetzgebung überhaupt. Organische Zusammenhänge kann ein Gesetz nur dann schaffen bzw. fördern und stärken, wenn es aus dem Verständnis dieser Zusammenhänge heraus geschaffen ist und ihre Förderung anstrebt. Aber gerade das trifft für das Naturschutzgesetz zu.



Schon die Möglichkeit das Schaffen der Natur in Gebieten, die sich selbst überlassen sind, zu beobachten und zu erforschen, ist nicht bloß für Land- und Forstwirtschaft, sondern auch für den Landschaftsgestalter von so überragender Bedeutung, daß man sich über die von Mattern ausgesprochenen Zweifel und Geringschätzung nur wundern kann. Für eine Gartenschau in der Art der Stuttgarter braucht man allerdings solche Vergleichs- und Studienflächen nicht, womit aber über den Wert der Naturschutzgebiete noch kein Urteil gefällt ist. Es ist auch ein Irrtum, daß die Naturschutzinseln nach wenigen Jahren „verfallen“ und „aussterben“. Dies tun sie nur, wenn der Mensch das natürliche Gleichgewicht stört, was ja durch den Schutz verhindert wird. In manchen Naturschutzgebieten handelt es sich darum, die Entwicklung der Lebensgemeinschaften unter Ausschalten menschlicher Einflüsse als ein großes überaus lehrreiches Experiment zu verfolgen; in anderen ein von Natur erreichtes Gleichgewicht weiter zu beobachten und die Bedingungen der Lebensverhältnisse zu erkennen. Die Rückwirkungen auf Wasserhaushalt und Kleinklima durch eingetragene Naturschutzgebiete können allerdings nur ausnahmsweise von stärkerer Art sein. Das ist auch gar nicht ihr wesentlicher Zweck.

Mattern ist aber offenbar darüber gar nicht im Bild, daß die Naturschutzbewegung längst auf das Gebiet der Landschaftspflege übergreift und sich die Gestaltung des gesamten Lebensraums des Menschen in biologischem, klimatischem und damit wirtschaftlichem Sinn – neben der Berücksichtigung und Förderung der Erholung und der Schönheit des Landschaftsbildes – zur Aufgabe gemacht hat. In Württemberg jedenfalls wurde erreicht, daß die einheimischen Gartenarchitekten wo irgend möglich zu gestalterischen Aufgaben in der Landschaft herangezogen werden. Die Landschaftsgestalter können auf diesem Gebiet nur mit uns an einem Strang ziehen. Die Fragen, wie die zum Teil ausgeplünderte und erkrankte Kulturlandschaft wieder in einen gesunden Zustand zurückversetzt werden könnte – etwa im Zusammenhang mit Umlegungen –, beschäftigt uns unaufhörlich, und wir arbeiten bei der Planung von Umlegungen, Bachverbesserungen, Landsiedlungen, Ortserweiterungen usw. nach Maßgabe unserer Kräfte mit. Unsere Gedanken und Ziele in die Menschen hineinzutragen und mit den technischen Behörden zu einer Synthese zu kommen, das ist es, was uns tagtäglich beschäftigt. Wie soll sonst erreicht werden, daß den Bedürfnissen des Lebens gedient wird, ohne daß wir uns selbst den Ast absägen, auf dem wir sitzen? Der Begriff der Landschaftspflege und der Heimat wird nicht erst jetzt entdeckt. Die Naturschutzstellen dienen diesen Ideen schon seit Jahrzehnten.

Schutz ist keineswegs negativ. Naturschutz ist ebenso positiv wie Landschaftsgestaltung, denn beides dient der Heimat, zu deren Begriff auch beides gehört: Verwurzelung im Naturgegebenen und in der Überlieferung und Weiterwachsen im Sinne der Bedürfnisse unserer Zeit. Kultur ohne Tradition gibt es nicht, also auch keine

Heimat ohne Tradition. „Verachtet mir die Meister nicht“ ruft Hans Sachs in Wagners Meistersinger.

Was aber nun Mattern über den Naturschutz sagt, ist barer Unsinn. Gerade die von ihm aufgeführten Fehler der Technik bekämpft der Naturschutz und will er für die Zukunft vermieden wissen. Wo sind die Beispiele, in denen der Naturschutz bebaubare Steilhänge geschützt und die menschlichen Wohnungen in ungesunde Tallagen gedrängt hätte? Wo ist der sentimentale Naturschutz von heute, und wo liegt die Verantwortung für das Kahl schlagen der Weiden und Bachgehölze, für die Erosion von Abhängen, für die Bebauung von nassen Talböden, für den Wasserverbrauch und für den Ansatz von Industrien? Doch ganz gewiß nicht beim Naturschutz!

Wenn Mattern schon glaubt, den Naturschutz von heute in dieser unberechtigten Weise angreifen zu müssen, dann müßte man von ihm verlangen, daß er die Beispiele nennt, die ihm vorschweben. Dann wird sich gewiß herausstellen, daß sie nicht stichhaltig sind, und daß er von der heutigen Naturschutzbewegung keine richtige Vorstellung hat. Seltsam, daß gerade ein Gartenarchitekt die harmonische Zusammenarbeit zwischen Naturschutz und Gartenarchitekten stört, die höchstens im Fall Ebensee aus guten Gründen nicht geklappt hat.

Hans Schwenkel

### *Was kann ich für den Heimatbund tun?*

Immer wieder wird uns die Frage gestellt. Sie wird uns gestellt von Mitgliedern, denen die Sache unseres Bundes am Herzen liegt, sie wird uns gestellt von unseren Vertrauensmännern und wird uns nicht zuletzt auch gestellt von den Vertretern jener Behörden, zu deren Amtspflichten auch die kulturelle Heimatpflege gehört. Hierzu ist nun vor allen Dingen eines zu sagen. Wenn an unseren Tagungen und sonstigen Veranstaltungen behördliche Vertreter immer in besonderer Weise teilgenommen haben, so soll damit gewiß nicht gesagt sein, daß wir der Überzeugung sind, daß die Sache des Schwäbischen Heimatbundes eine Angelegenheit der behördlichen Organisation ist und auf dem Weg der Verordnung gefördert werden kann. Vielmehr fassen wir eine solche Teilnahme als ein Zeichen dafür auf, daß die Behörden ihrer Aufgabe eingedenk sind, über den Heimatschutz im weitesten Sinne, also Natur- und Kunstschutz, hinaus, heimatpflegerische Bestrebungen kultureller Art im besonderen zu unterstützen und zu fördern. Diese umfassende Heimatpflege aber ist und bleibt immer Herzenssache. Sie steht und fällt mit dem Einsatz einer von unseren Gedanken ergriffenen und entschlossenen Persönlichkeit. Sie steht und fällt mit unseren Heimatfreunden, das heißt mit jenen Menschen, welche wissen, was es bedeutet und wozu es verpflichtet, heute noch eine Heimat zu haben. Es ist unser größtes Anliegen, daß aus dunkel empfundener Heimatliebe bewußte dankbare und treue Heimatpflege werde.



In welchem Maße solche Liebe erfinderisch macht, möge an dem Beispiel eines unserer Vertrauensmänner gezeigt werden, dessen Ortsgruppe, wie man so sagt, „steht“. Als seine Hauptaufgabe betrachtet er es, den Mittelsmann zwischen den örtlichen Behörden und dem Vorstand zu machen. Er steht in dauernder Fühlungnahme mit dem Landrat seines Kreises und dem Bürgermeister seiner Stadt. So sind wir stets über alle Veränderungen unterrichtet, die den Bestand an Natur- und Kunstdenkmälern betreffen und sind unsererseits in der Lage, unsere Pläne, vor allen Dingen hinsichtlich unserer kulturellen Arbeit, an den maßgebenden Stellen bekannt zu machen. Sein Ziel, alle Zwecke, denen der Verein dienen will, zu fördern, versucht er sodann in engster Zusammenarbeit mit der Presse zu erreichen. Die betreffenden Zeitungsausschnitte gehen uns regelmäßig zu. So war ihm unsere Aufgabe der Erhaltung der Brauchtümer Anlaß, sich um die Beseitigung der Abirrungen bei der über 300 Jahre alten traditionellen Sylvesterfeier seiner Stadt zu äußern und mündlich sowie schriftlich bei Bürgermeister und Gemeinderat vorstellig zu werden. Auch setzte er sich gegen den Mißbrauch des Weihnachtsbaumes ein und veröffentlichte darüber einen vielbeachteten Artikel in der Kreiszeitung, der Wert wäre, auch anderenorts vor der Adventszeit abgedruckt zu werden.

Der Marktplatz seiner Stadt ist von alten, meist aus dem 16. Jahrhundert stammenden Fachwerkhäusern umstellt, die zum Teil verputzt, zum Teil freigelegt sind. Unser Vertrauensmann setzte sich tätig für die Freilegung und die Erneuerung des Fachwerkes ein. Der Bund gab Geldbeiträge.

Im vergangenen Herbst veranstaltete er eine Studienfahrt „Abseits der Verkehrsstraßen“ mit 62 Teilnehmern in zwei Omnibussen entlang der Ostgrenze des Strohgäus und durch das Bottwar- und Murrtales hinein in das Herz des schwäbischen Waldes. Die vielgestaltige Fahrt hatte er bis in die kleinsten Einzelheiten wohl vorbereitet. Auch für die Verpflegung war gesorgt worden. Die Gesamtführung hatte Prof. Schwenkel übernommen. Seine Arbeit erleichterten vorher benachrichtigte ortskundige Führer. Der Vertrauensmann sorgte sodann für eine sinnvoll abgefaßte Besprechung dieser Fahrt in der Kreiszeitung.

Durch die Werkstatt eines bekannten Plastikers und Malers der Umgebung veranstaltete er eine Führung. Seine Hauptabsicht geht auf die Gründung eines regelmäßig abzuhaltenden Heimattages. Auf einen solchen hat er schon verschiedentlich in der Presse hingewiesen, darüber hinaus hat er bereits wegen dieses Tages mit dem Landrat, dem Bürgermeister und anderen geeigneten Persönlichkeiten Fühlung genommen sowie in einer Mitgliederversammlung diesen Gedanken erörtert. In dieser Versammlung wurde ein Komitee zur Gestaltung dieses Heimattages aufgestellt. Schon bei dessen erster Sitzung konnte ein fast lückenloses Programm ent-

worfen werden. Der Vertrauensmann hatte auch für den Finanzierungsplan gesorgt, durch den der Stadt kein Risiko entsteht.

Die erwähnte Mitgliederversammlung gab Gelegenheit zur Aussprache. Der Vertrauensmann gab den Vortrags- und Fahrtenplan bekannt. Inzwischen hat bereits der erste Vortrag stattgefunden, der so stark besucht war, daß ein Teil der Besucher stehen mußte. Redner war Forstmeister a. D. Dr. Feucht. Er sprach über die Bedeutung des Waldes, der Gehölze und Hecken für Mensch und Tier. Der Vortrag war mit schönen Lichtbildern reich unterbaut. Eine Besprechung durch den Vertrauensmann erschien in der Kreiszeitung.

Als Vertreter des Bundes besuchte er verschiedene Versammlungen der Landwirte und Obstbauern. Dabei sprach er unter anderem über Veränderungen im Grundwasserstand durch Eingriffe des Menschen, vor allem auf dem Wege der Entwaldung, der Fluß- und Bachkorrekturen usw. Auch über diese Versammlungen berichtete er in der Zeitung. Überhaupt ist der Vertrauensmann bemüht, den Heimatbund mit den ortsansässigen Vereinen in Verbindung und in Zusammenarbeit zu bringen. Bedarf doch gerade das Vereinsleben, das von der allgemeinen Zeiterscheinung der Verflachung bedroht ist, der Vertiefung.

Die Nummern unserer Heimatzeitschrift werden von ihm in der Tageszeitung besprochen. Sie werden in dem Heimatlesezirkel, den er einzuführen gedenkt, einen guten Platz einnehmen.

### *Mitgliederversammlung*

Am 16. September fand im Saal des Landesgewerbemuseums die Mitgliederversammlung des Bundes statt. Im Namen des dienstlich verhinderten Vereinsleiters begrüßte Prof. Dr. Schwenkel die Anwesenden. Nach seiner Wahl zum stellvertretenden Vereinsleiter erstattete er den Geschäftsbericht, wobei er eingangs in Worten wärmsten Dankes der beiden verstorbenen Vorstandsmitglieder Prof. Schuster und Dr. Gretschi gedachte, sowie den Beitritt von Hauptkonservator Dr. W. Fleischhauer und Architekt R. Lempp zum Vorstand, ferner die Anstellung von Dr. A. Schahl als Geschäftsführer erwähnte. Es folgte ein Überblick über die Tätigkeit des Bundes in Stuttgart und im Lande durch Vorträge, Tagungen, Führungen, Fahrten, Ausstellungen usw., die von den Anstrengungen zeugen, welche der Bund in Richtung der Erreichung seiner Vereinsziele unternimmt. Noch freilich hemmt diese Arbeit der Mangel an Vertrauensmännern oder – um den neuen Titel zu gebrauchen – Heimatpflegern. Die Mitarbeit geeigneter Persönlichkeiten wird der Bund stets dankbar begrüßen. Sodann erörterte der Vortragende die Entwicklung der Zeitschrift und die Geschichte der Drucklegung des Heimatbuches 1949, das zur Zeit versandt wird. Der Hauptnachdruck



seiner Darlegungen lag jedoch auf seinen grundsätzlichen Bemerkungen zum Wiederaufbau Stuttgarts. In einer Besprechung der Stuttgarter Zeitung vom 19. September heißt es darüber: Prof. Dr. Schwenkel betonte, daß in unserer Zeit der Geist eines doktrinen Radikalismus und dogmatischen Technizismus überhand genommen habe. Von Stuttgart aus werde das ganze Land in diesem Sinne beeinflußt. Der Schwäbische Heimatbund weise, letzten Endes um der Ganzheit des Menschen und damit der Sache einer wahren Bildung willen, sehr nachdrücklich „auf die andere Seite“ hin. Prof. Schwenkel sagte: Unsere Phantasie ist noch nicht in dem Maße mechanisiert, daß sie auch das technisch Vollkommene an sich als schön empfinde. Wahre Schönheit bestehe in der Freiheit vom bloß wirtschaftlich oder technisch Notwendigen. Erhaltung der noch vorhandenen Baudenkmale unserer Stadtbilder sei in diesem Sinn Selbsterhaltung. Er forderte Verständnis dafür, daß der Stuttgarter in der Lage eines Menschen sei, der viel verloren habe und deshalb am Rest seiner geretteten Habe hänge. Er forderte ferner Sicherungsmaßnahmen am Kronprinzen- und Wilhelmspalais sowie am Fruchtkasten, Wiederherstellung des Kunstgebäudes, Ausbau des Alten und Neuen Schlosses unter Wahrung des Vorhandenen, möglichst auch Erhaltung des Gebäudes des Staatsarchivs, dazu Freihaltung der Anlagen. Die Straßengestaltung dürfe nicht durch den Autoverkehr diktiert werden. An den Fußgängerverkehr scheine man nicht zu denken. In den Tagen, da man den Rosensteinpark der Verrummelung preisgebe und den Bahnhofsturm in eine leuchtende Litfaßsäule verwandeln wolle, sei es Zeit „zu lärmern“. Es gehe um das, was uns noch Heimat sein könne, auch in Stuttgart. In der anschließenden Aussprache wurde verlangt, daß für alle Zeiten die Verantwortlichkeit der maßgebenden staatlichen und städtischen Behörden festgestellt und im übrigen in der Öffentlichkeit ein „herzlicherer“ Ton angeschlagen würde.

Auf den Kassenbericht des Schatzmeisters Notar Auwärter folgte ein Vortrag des Leiters der Landesstelle für Volkskunde Hauptkonservator Dr. H. Dölker „Die volkskundliche Forschung – Lage und Aufgaben auf württembergischem Boden“. Der Vortragende wies darauf hin, daß der Schwäbische Heimatbund durch diesen Vortrag anzeigen möchte, daß er die Pflege der Volkskunde und der volkskundlichen Forschung in seiner künftigen Arbeit mit Nachdruck betonen wolle.

Der erste Teil des Vortrages gab einen Überblick über die Lage der Volkskunde im allgemeinen. Dr. Dölker zeigte, wie das Fach sehr zu Unrecht noch unter Mißverständnissen und Fehltritten, bedauerlicherweise auch von seiten der Universitäten, zu leiden hat, obwohl uns die Beschäftigung mit dem Volkstum in der heutigen Not ungeahnte Kräfte vermitteln könnte. Er sprach vom Inhalt der Volkskunde, die es mit allen Erscheinungen zu tun hat, die im Leben von Gemeinschaften ihren Grund haben, und bei der eine wissenschaftliche und eine praktische Seite, die Volkstumspflege, glück-

licherweise immer zusammengehören. Beide sind heutzutage von allergrößter Bedeutung besonders auch im Hinblick auf die Heimatvertriebenen, die ihr angestammtes Volkstum mitgebracht haben und nun in der Auseinandersetzung mit dem unsrigen stehen. Forschung und Pflege müssen stets Hand in Hand gehen zu dem großen Ziel, daß „Volk Volk bleibe und nicht Masse werde“.

Der zweite Teil des Vortrages behandelte die volkskundliche Forschung auf württembergischem Boden. Namen wie Anton Birlinger, Michel Richard Buck, Adalbert von Keller aus dem letzten Jahrhundert, falls man nicht auch den Uhlands dazusetzen möchte, Hermann Fischer und Karl Bohnenberger aus der jüngeren Vergangenheit und der Gegenwart stehen groß in ihrer Geschichte geschrieben. Durch die unter Goeßler ins Leben gerufene, früher von August Lämmle geleitete Abteilung Volkstum im Landesamt für Denkmalpflege wendet auch der Staat der Forschung und der Volkstumspflege seine Hilfe zu. Reiche Sammlungen sind zusammengebracht worden; sie warten auf Weiterführung und Ausbau sowohl wie auf sorgfältige Auswertung. Die besonders dringenden Aufgaben sind außerdem jetzt etwa: 1) Anwendung der räumlichen Gesichtspunkte des Volkskundeatlas und der historischen Forschung auf den Sammelstoff, 2) Einführung des volkskundlichen Denkens in die Mundart- und Namenforschung, 3) volkskundliche Sammlung und Forschung in den Kreisen der Heimatvertriebenen, 4) Sammlungen zur gegenständlichen Volkskunde als Grundstock für den Neuaufbau einer volkskundlichen Abteilung des Landesmuseums.

Bei der Bedeutung, welche die Volkskunde für die Bildung des Menschen, über das Heimatliche hinaus für die Erhaltung der abendländischen Kultur hat, ist es schwer verständlich, daß sie noch nicht den Unterricht an allen Schulen durchdringt (könnte doch das neue Fach „Gemeinschaftskunde“ auf keiner besseren Grundlage aufbauen als auf ihr!). Die sachverständigen Lehrer dafür heranzubilden und damit auch die Arbeitskräfte für die Fülle der Aufgaben zu gewinnen, ist Sache der Universität und der Lehrerbildung. Dort muß man die Volkskunde ernst nehmen und für eine vollwertige Vertretung des Faches sorgen.

Der Abend gehörte August Lämmle, der im Furtbachhaus aus eigenen Werken las. Auf Bekanntes folgte Unbekanntes, Neueres, Jüngstes, u. a. der „Pfarrer von Scharnhäusen“ aus nichtveröffentlichten Geschichten um Karl Eugen, ferner Sinngedichte und Sprüche, die letzten beiden gekeltert aus Früchten, wie sie wohl dem Dichter nur in der Stille von Leonberg zu reifen vermochten. Die Zuhörer gingen lebhaft und dankbar mit. Anschließend vereinigte die Freunde ein geselliges Zusammensein.

Auf der Studienfahrt am nächsten Tag unter der sicheren sachkundigen Führung von Hauptkonservator Dr. R. Schmidt übte die Heimat wieder ihre die Teilnehmer verbindende und in eine Gemeinschaft von dankbar



Beschenkt verwandelnde Kraft aus, so daß man zuletzt im „Hirsch“ in Lienzingen wie eine große Familie war. Maulbronn war auch diesmal am stärksten: eine Welt für sich, eine andere Welt ohne Zufall, Willkür, Unordnung, ein kleines Reich und Stein gewordenes Denkmal eines in großer Zucht geführten gemeinsamen Lebens. Der Tiefenbronner Altar wurde den Teilnehmern als eine Art vergrößerte Miniaturmalerei nahegebracht (wer wußte, daß die Farben auf Pergament und eine Zinnfolie aufgetragen sind?). Erfolgte doch gerade im kleinen Format dieser Malerei, herbeigeführt von einem neuen auf die Renaissance hinweisenden Lebensgefühl, die Entdeckung der Natur, und zwar noch nicht in der wissenschaftlichen perspektivischen Systematik der späteren Jahre, sondern sozusagen ganz kindlich und gleichsam lyrisch frei. Neu waren den meisten die ebendort freigelegten Fresken des 14. Jahrhunderts, die die Form des Altars vorbilden. In Heimsheim, das 1945 in Asche gelegt wurde, steht noch das Schlegelschloß. Die Kirchenburgen Merklingen und Lienzingen, die Wehranlagen von Weilderstadt mit dem in einen Turm eingebauten Heimatmuseum und das vorbildliche Kepler-museum ebenda rundeten das Bild ab.

## Tagungen

Während sich der Bund bei der 700-Jahrfeier der Stadt *Markgröningen* am 20. August an den allgemeinen Festlichkeiten beteiligte, führte er anlässlich der 700-Jahrfeier in *Biberach* und der 800-Jahrfeier in *Rottweil* die bereits angekündigten Tagungen durch.

In Rottweil wurde der Bund durch eine von Oberstudiendirektor Betz veranlaßte herzliche Begrüßung überrascht. In beiden Städten sprach Dr. A. Schahl über „Kirchliche Kunst der Gegenwart in Württemberg“, wobei die Anwesenden mit einer den meisten sicher unerwarteten Fülle guter kirchlicher Kunst und zwar in Architektur, Plastik, Malerei und Kunstgewerbe vertraut gemacht wurden. Der Vortragende wies einleitend darauf hin, daß der Schwäbische Heimatbund um eine Stellungnahme zur Kunst der Gegenwart, insofern diese das Welt-Bild des Menschen unserer Zeit darstelle, nicht herumkomme. Er stellte fest, daß „der Geist, der stets verneint“ und dessen höchste Weisheit die mephistophelische sei, daß alles, was entstehe, wert sei, daß es zugrunde gehe – eine Weisheit, wie sie oft aus den Werken der weltlichen Kunst spreche – im Raum der kirchlichen Kunst durch ein Ja zu einer neuen Daseinsordnung überwunden sei. Die Krise der profanen Kunst bestehe in der sakralen nicht. Die Frage, die wir als Heimatbündler an alles Entstehende stellen müßten, die nämlich, ob es uns Heimat werden könne, sei angesichts der Werke der kirchlichen Kunst zu bejahen. Es gehe darum, aus heimatgeschützlerischen Gründen die Kirche auch in dieser Hinsicht im Dorfe zu lassen. Be-

sonders wichtig war, daß vom neuzeitlichen stützenlosen Einraum eine Linie zurückgeführt wurde über die Stäffelhalle der württembergischen Spätgotik zur Bettelordensarchitektur. Dieser Raum sei aus einer Verbindung der Forderungen der liturgischen Bewegung mit den Möglichkeiten des eisenarmierten Betons entstanden. In der Wandmalerei und Plastik überwindet die neuzeitliche Kunst eine Entwicklung, die mit der Loslösung des Einzelbildes aus dem Bau begonnen und – in säkularisierter Form – letzten Endes zu der Auffassung geführt habe, daß das Kunstwerk nichts anderes sei als eine Selbstäußerung des Menschen. In Rottweil wiederholte ferner Dr. Stemmler seinen für den Bund bereits in Rottenburg mit viel Beifall gehaltenen Vortrag „Das Gebiet der Grafschaft Hohenberg in seiner geschichtlichen Entwicklung“. In Biberach sprach nachmittags Dr. W. Supper über J. Gabler, abends Prof. Sengle über Wieland. Der in einer dem Geiste Wielands angemessenen Form gehaltene geistvolle Vortrag legte dar, daß Wielands Witz ein gesundes Gegengewicht darstelle zu dem oft verstiegenen und dann vom wirklichen Gang der Dinge umso mehr enttäuschten idealistischen Ernst des Schwaben.

Im Rahmen des Tages der Heimatvertriebenen innerhalb der Festwoche der Stadt Riedlingen hielt unser Calwer Kreisheimatpfleger Dr. Fr. H. Schmidt die Festrede über „Von Heimat zu Heimat“. Der Schwäb. Heimatbund hat damit bewiesen, daß es ihm Ernst ist mit seinem Anliegen, allen Heimatvertriebenen das Einleben in die neue Heimat zu erleichtern, Brücken zu schlagen von alter zu neuer Heimat, indem er jene mit der schwäbischen Landschaft und deren Menschen vertraut macht. Verbindung mit den Vereinigungen der Heimatvertriebenen soll aufgenommen werden. Wir bitten um Anschriften.

## Schwarzwaldfahrt

Am 6. August führte Prof. Dr. Schwenkel auf einer Fahrt durch den mittleren Schwarzwald. Vom Schliffkopf aus wurde der Unterschied zwischen württembergischem und badischem Schwarzwald besonders deutlich. Während der erste in seinen langgestreckten waagrechten Kamm-linien noch die Herkunft aus der Buntsandsteinplatte der Trias verrät (Höhenstraße!), ist der letzte durch die zum Rhein strömenden Gewässer stark zerklüftet worden. Da der Mummelsee, wie auch die Hornisgrinde, immer noch unzugänglich sind, erläuterte Prof. Schwenkel am Wildsee die Entstehung dieser eigentümlichen Seen und ähnlicher Trockenmulden, die immer am östlichen Fuß hoher Kämme liegen, über die in der Eiszeit der Wind den Schnee trieb, so daß sich kleine Gletscherzungen bildeten, welche den Grund muldenartig zu sog. Karen mit meist vorgelagerten Endmoränewällen aus-höhlten. Neu war sicher Vielen, daß der Schwarzwald



früher größtenteils abgeholztes Weideland war. Seine Matten sind nicht auf natürliche Baumlosigkeit zurückzuführen. Langsam dringen die Bergkiefer und ihr nachfolgend die Fichte, wenn es ihnen möglich ist, in die betr. Regionen ein. In Freudenstadt sprach Baurat Schweizer über den Wiederaufbau der Stadt, besonders des Marktplatzes, der bereits große Fortschritte gemacht hat. Während die Stadtkirche im Außenbau erhalten werden konnte, werden den Marktplatz größtenteils neue Giebel- und Traufhäuser säumen, welche indessen die von früher gewohnten Rundbogenlauben zeigen werden. Mit feinem Takt hat man in der unteren Platzhälfte mit der Kirche die Höhe der Bauten um ein Ge-  
schoß gemindert.

## Tracht und Brauch

Die Arbeitsgemeinschaft „Tracht und Brauch in Württemberg“ hielt am 15. Oktober in Stuttgart ihre erste Sitzung ab. Ministerialrat Hassinger vom Kultministerium Stuttgart eröffnete, wobei er der Überzeugung Ausdruck gab, daß in der Bewegung, die mit den Worten „Tracht und Brauch“ umrissen werden könne, Kräfte am Werk wären, die für die Erneuerung unseres Volkslebens von der größten Bedeutung wären. Anschließend sprach Pfarrer Scheel von Aichtetten über „Die Stellungnahme der oberschwäbischen Landjugend zu einem bäuerlichen Gewand“. Diese Jugend betrachte die überkommenen Trachten als etwas Historisches und huldige weitgehend der Verstädterung des Gewandes. Man dürfe sich über die Schwierigkeiten, die der Erneuerung des bäuerlichen Gewandes entgegenstünden, nicht hinwegtäuschen: diese seien keine äußeren, sondern innere. Ein solches Gewand erfordere einen in Bindungen – auch religiösen – lebenden Menschen. Dr. Walzer brachte an Hand einer Reihe von Lichtbildern „Bemerkungen zum Trachtenfest in Stuttgart“ und wies auf die große Gefahr hin, daß solche Trachtenfeste zu Kostümfesten würden, bei denen theatralische Aufmachung (Pfeife, Parapluie, umgehängte alte Körbchen) und gewisse Unstimmigkeiten der Gewandung auf das Gemachte, Umgehängte solchen Trachtentragens hinwiesen. Das anschließende Gespräch förderte Wesentliches zutage. Neben dem Hinweis auf die Notwendigkeit der Erhaltung der alten Trachten in ihrer Reinheit trat besonders stark die Forderung der Schaffung neuer lebendiger Trachten hervor. Diese Forderung kommt „von unten her“, aus Gruppen um Lied und Tanz, damit aus echter Gemeinschaft. Tracht sei immer Gemeinschafts-  
kleid gewesen und könne vom Menschen und seiner Gemeinschaft nicht gelöst werden. Es ginge aber nicht an, die historisch gewordenen, in ihrer Art auch zeitbedingten und sehr stark ortsgebundenen Trachten der Vergangenheit – samt Schnallenschuhen, Lederkniehosen usw. – zur Schau zu tragen. Hier sei Romantik nicht am Platze. Nur eine neue Tracht, die sich an die alte an-

lehnen könne, vermöchte eine Waffe im Kampf gegen die Verstädterung zu sein. Wege zu solcher Tracht führen über das Standesbekenntnis: „Ich bin Bauer – wir sind Bauern“, ja, letzten Endes über die Überwindung der bösen Zerrissenheit, wie sie sich in der Vereinzelung des Menschen von heute ausdrücke.

## Deutsche Hausforschung

Daß die Bauern- und Bürgerhausforschung noch lebt, zeigte ein Treffen des „Arbeitskreises für deutsche Hausforschung“, das unter der Leitung von Professor G. Wolf aus Münster i. W. am 23. und 24. September in Büdingen (Oberhessen) stattfand. Der Arbeitskreis steht im Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Aus den Beratungen wie auch aus den Kurzberichten zur Lage der Bauernhausforschung (für Württemberg erstattet durch Dr. Max Lohß) und den Fachvorträgen – darunter war einer von Regierungsbaurat Professor Dr. Hanson von der Technischen Hochschule in Stuttgart – ging deutlich hervor, daß die Hausforscher an ihrem Ziel, der Vollendung des Bauernhauswerks für das ganze deutsche Gebiet und der Schaffung eines entsprechenden Werks für das Bürgerhaus, festhalten und entschlossen sind, es trotz den Schwierigkeiten des Augenblicks zu erreichen. Sie glauben an den Wert der Erforschung des überkommenen Bauens auch für die Baukultur der Gegenwart und der Zukunft und sind davon überzeugt, daß sie gerade jetzt aus ihrem wissenschaftlichen Tun einen wichtigen Beitrag leisten können und müssen im Kampf gegen die Zerstörung der heimatgebundenen bäuerlichen Kultur durch die nur der rechnenden Vernunft entsprungene Haus- und Hofanlagen.

## Professor Bonatz

Die Rede von Professor Bonatz am 6. Oktober über den Wiederaufbau Stuttgarts hat viel Wiederhall gefunden und ist unseren Lesern ihrem Inhalt nach wohl vertraut. Es ist indessen bezeichnend, daß man überall des Langen und des Breiten über die von Prof. Bonatz vorgeschlagenen Verkehrslösungen sprach, vor allem über die Einführung des Rundverkehrs, wobei ganze Häuserviertel zu „Verkehrsiseln“ gemacht werden. Das Wesentliche jedoch an den Ausführungen von Prof. Bonatz wurde im „Zeitalter des Verkehrs“ anscheinend kaum beachtet. Es besteht darin, daß Prof. Bonatz bewies, daß wahrer Städtebau unendlich viel mehr ist als Verkehrsplanung. Entscheidend für die Gestaltung des Stadtgrundrisses sind bei Prof. Bonatz nicht Verkehrsstatistiken – er kennt auch diese und berücksichtigt sie –, sondern kulturelle Gesichtspunkte. Stuttgart soll ein „Herz“ erhalten: ein Kulturviertel, und zwar zwischen König- und Neckarstraße, Schillerstraße und Planie. Um dieses Viertel abzuriegeln, muß das Kronprinzenpalais als Eckpfeiler stehenbleiben. Es umfaßt außer dem Neuen Schloß und



den Theatern ein Musikhaus und den Landtag. Zu ihnen gehören auch die Gebäude der Staatsgalerie, der Landesbibliothek, des Naturalienkabinetts und des Wilhelmspalais, da die Neckarstraße nicht bergwärts verbreitert wird. Dies ist Städtebau eines Künstler-Architekten von geistiger Qualität, der wahrhaft „Kultur“ hat. Wer dieses Viertel als ein „repräsentatives“ bezeichnet und lobt, hat noch nicht den Kern solcher Planung erfaßt, der im Menschlichen liegt. Die von Bonatz vorgesehene Autostraße für Personenwagen durch die Anlagen ist allerdings nur „repräsentativ“.

### *Mitteilungen von und an Ortsgruppen*

Erfreulich reichhaltige Tätigkeitsberichte legten vor die Kreisheimatpfleger Fr. Schmückle in Leonberg und Dr. Fr. H. Schmidt in Ebhausen (Calw). Die Nürtinger Ortsgruppe unter P. Haller veranstaltete am 16. September eine Führung von Landrat a. D. H. Maier, wobei der ob seinen heraldischen und genealogischen Studien bekannte Forscher besonders eingehend die Grabsteine erörterte. Die Ulmer Ortsgruppe mit unserem dortigen Heimatpfleger Baurat Zimmermann veranstaltete gemeinsam mit der Volkshochschule eine Fahrt zu den oberschwäbischen Barockorgeln mit Dr. Supper.

Ein Verzeichnis sämtlicher Heimatpfleger des Bundes soll in der nächsten Nummer folgen. Wir verweisen auf die Bitte von Prof. Schwenkel, daß sich noch mehr geeignete Persönlichkeiten als Heimatpfleger in den Dienst unserer Sache stellen möchten, die mit dem Einsatz überzeugter, umsichtiger und tatkräftiger Mitglieder in den betreffenden Kreisen und Orten steht und fällt.

Gleichzeitig bitten wir alle Mitglieder, uns von allen etwaigen Heimatschutzfällen rechtzeitig zu verständigen. Bitte besonderen Augenmerk richten auf die neuerlich wieder überhandnehmende Reklame in der Nähe von Baudenkmalen und in der offenen Landschaft!

### *Bayerischer Heimattag*

1949 wurde in Rothenburg der 1. Bayerische Heimattag abgehalten. Unter diesem Namen haben sich der Bayerische Landesverein für Heimatpflege – Landesstelle für Volkskunde, Bund Naturschutz und der Verband der Bayerischen Geschichts- und Urgeschichtsvereine als die drei großen Landesorganisationen für Heimatpflege zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen. Die Arbeit auf den drei Sachgebieten soll dadurch einigermaßen in Einklang gebracht und die Öffentlichkeit, auch die amtlichen Stellen, mit möglichst großem Nachdruck auf die Sache der Heimatpflege hingewiesen werden. Beides scheint bis jetzt zu gelingen.

Der 2. Bayerische Heimattag, vom 9./11. September unter dem Ehrenschutz des Ministerpräsidenten in Nürnberg abgehalten, bot sachlich recht Wertvolles, vor allem einen beachtenswerten Vortrag von Dr. J. M. Ritz, dem Leiter der Landesstelle für Volkskunde und des Landesamts für Denkmalpflege über das Thema „Notzeit und Heimatpflege“. Wenn der Ministerpräsident sich durch den Innenminister persönlich vertreten ließ, so zeigt das, daß die Bayerische Staatsregierung großen Anteil an den Bestrebungen der Heimatpflege nimmt. In gleicher Richtung wiesen mehrere Ansprachen amtlich hochgestellter Persönlichkeiten.

Man möchte dem „Bayerischen Heimattag“ für die Zukunft allen Erfolg wünschen. Da er Wert auf nachbarliche Verbindungen legt, war der Schwäbische Heimatbund bei beiden Tagungen vertreten. Für uns in Württemberg kann das bayerische Tun nur anregend und ermutigend sein. Es geht bei der Heimatpflege ja nicht um die Angelegenheit einzelner Länder, sondern am Ende um das Abendland und seine Kultur. „Nicht die Wirtschaft ist unser Schicksal, sondern die Heimat“ (Dr. J. M. Ritz in seinem Nürnberger Vortrag).

## **Schwäbisches Heimatbuch 1949**

Das Schwäbische Heimatbuch 1949, die Jahressgabe an die Mitglieder für 1949, liegt vor. Sein Versand soll, wenn möglich, nicht einzeln, sondern über die Heimatpfleger des Schwäbischen Heimatbundes erfolgen. Die Mitglieder werden von der Geschäftsstelle jeweils durch Rundschreiben davon benachrichtigt, daß sie die Heimatbücher bei diesen abholen können, sofern die Heimatpfleger die Benachrichtigung nicht selbst übernehmen. Für die meisten größeren Städte fehlen uns für die Verteilung des Buches noch Persönlichkeiten. Wir bitten um freiwillige Helfer! In Stuttgart wird das Buch nicht versandt; die Mitglieder werden gebeten, es auf der Geschäftsstelle Urbanstr. 16 II abzuholen.



### Großer Erfolg der Götz-Festspiele in Jagsthausen

Die dieses Jahr erstmals in der alten Stammburg des Götz von Berlichingen veranstalteten Götz-Festspiele können einen in diesem Umfang wohl kaum erwarteten Erfolg verzeichnen. In 26 Vorstellungen sahen 28 000 Besucher, darunter mehr als 1000 Ausländer, das Spiel vom Ritter mit der eisernen Hand an historischer Stätte. Dieser Erfolg läßt die Annahme zu, daß sich Jagsthausen als ein weiterer feststehender Sommer-Festspielort in Württemberg entwickeln wird.

### Burg Hohenzollern, lockendes Wanderziel

Die so herrlich auf einem Kegel der Vorberge der Schwäbischen Alb gelegene Burg Hohenzollern bei Hechingen wird mehr und mehr zu einem der beliebtesten Ausflugs- und Wanderziele des Schwabenlandes. Bis zum Herbst besuchten in diesem Jahre nicht weniger als 150 000 Menschen die Burg, was weit über dem Jahresdurchschnitt der Vorkriegszeit liegt.

### Hotel Roller in Balingen wieder eröffnet

Das vor 75 Jahren gegründete Hotel Roller in Balingen war im Jahre 1943 zur Unterbringung eines Rüstungsbetriebes beschlagnahmt und 1945 für DPs in Anspruch genommen worden. Die Beschlagnahme wurde erst Anfang 1950 aufgehoben. Nach gründlicher Renovierung ist das Hotel jetzt wieder in repräsentativem Gewand geöffnet. Neben zahlreichen Gesellschaftsräumen stehen den Gästen 32 Fremdenzimmer zur Verfügung.

## BANKEN

*helfen sparen*

Das ökonomische Prinzip des Sparens ist in der ganzen Natur verwirklicht. In ihr geht nichts verloren, denn Stoff und Kraft sind ewig. Sie wandeln sich, aber verloren in wirklichem Sinne wird nichts. Aus diesem Grunde ist das Prinzip des Sparens auch im Menschen verankert.

Als das Geld erfunden wurde und in seinem Gefolge Sparkassen und Banken auftraten, waren die Voraussetzungen zu einer neuen recht verwickelten und entwicklungsfähigen Materie geschaffen. Mit dem Geld konnte man kaufen – es war das idealste Tauschmittel. Der Bankier wurde der berufsmäßige Steuermann auf dem Wellenmeer des Geldes. Der Umgang mit dem Geld ist im Zeitalter einer differenzierten Wirtschaft recht verwickelt; deshalb können wir den Rat des Bankiers gut gebrauchen.

Die älteste Sparkasse Württembergs ist die *Württembergische Landessparkasse*, gegründet 1818 von der Königin Katharina von Württemberg. Als öffentliche Spar- und Girokasse und zugleich als öffentliche Bankanstalt betreibt die Württembergische Landessparkasse neben dem reinen Spargeschäft auch alle sonstigen sparkassen- und bankmäßigen Geschäfte. Starken Zuspruch findet der *Württembergische Giroverband* mit Bau-sparkasse.

In Württemberg haben wir zwei Hypothekenbanken, die *Württembergische Hypothekenbank* in der Büchsenstraße



**Württembergische**  
FEUERVERSICHERUNG AG. IN STUTTGART  
SEIT 1828

**Versicherungen  
jeder Art! \***

\*Fachmännische Beratung durch unsere örtlichen Vertretungen



ALLE PFENNIGE

SCHAFFEN ARBEIT DURCH

SPAREN

BEI DER

**VOLKSBANK**



und den *Württembergischen Kreditverein* in der Kanzleistraße in Stuttgart, die in altbewährter Tradition und unentwegter Tendenz auf ihrem Arbeitsgebiet verantwortungsvoll wirken. Beide sind alteingesessene Institute, die sich in ihrer Aufgabe von jeher auf die Ausgabe von mündelsicheren Pfandbriefen und Kommunal-Obligationen einerseits und die Ausleihung erster Hypotheken und von Kommunaldarlehen andererseits beschränkt haben. Beide Institute genießen eine angesehene Stellung im Kreise der deutschen Hypothekenbanken, und sie haben seit der Währungsreform den Wohnungsbau in unserem Land durch Gewährung erststelliger Hypotheken in erheblichem Maße gefördert.

Die in Württemberg-Baden gelegenen Filialen der Deutschen Bank wurden im Zuge der angeordneten Bankenreueordnung im Mai 1947 zur „*Südwestbank*“ zusammengefaßt, die ihren Sitz in Stuttgart hat. Außer der Namensänderung hat sich vor allem an der rechtlichen Struktur nichts geändert. Die Geschäfte werden nach den Überlieferungen und den gleichen Grundsätzen weitergeführt, wie sie im Hause der Deutschen Bank seit fast 80 Jahren eingehalten worden sind. Die Filialen der Deutschen Bank in Württemberg gingen hervor aus der im Jahre 1869 gegründeten Württembergischen Vereinsbank und der Firma Stahl & Federer, die auf ein noch längeres Bestehen zurückblicken konnte. Rechtsvorgängerinnen der Deutschen Bank im Bezirk Nordbaden waren die Rheinische Creditbank und die Süddeutsche Disconto-Gesellschaft.

Aus der früheren Dresdner Bank ist die *Allgemeine Bankgesellschaft* entstanden. Sie und die *Württembergische Bank*, die frühere Württembergische Notenbank, gehören zu den Gründern der Allgemeinen Deutschen Investment-Gesellschaft m. b. H. Dieses Institut hat durch Ausgabe von Beteiligungsanteilen (sog. Zertifikaten) an einem aus Aktien und festverzinslichen Wertpapieren sich zusammensetzenden Fonds auch für den Kleinsparer eine Möglichkeit geschaffen, sich bereits schon mit etwa DM 100.- an einer Vielzahl von Unternehmungen im Bundesgebiet zu beteiligen. Zudem wird durch eine starke Mischung dieser Wertpapiere nach Branche und geographischer Lage eine für den einzelnen sonst kaum mögliche Vielfältigkeit, eine erhöhte Sicherheit und damit eine größtmögliche Risikoverteilung erreicht.

Wie die vorgenannten Institute alle in jeder Weise bemüht sind, der heimischen Wirtschaft zu dienen, so auch der *Bankverein für Württemberg-Baden*, der die Tradition der früheren Commerzbank im alten Geiste fortführt. Sowohl der Industrie wie auch dem mittleren und dem kleinen Gewerbetreibenden und dem Sparer stehen das Fachwissen und der reiche Erfahrungsschatz des Institutes zur Verfügung, dessen schönes Bankgebäude dem Stuttgarter Schloßplatz eine besonders charakteristische, architektonische Note verliehen hat.

Aus einer zunächst mehr örtlich bedingten und auch in der wirtschaftlichen Zielsetzung anfänglich begrenzten Institution ist die einstige Haus- und Grundbesitzer-Bank, die *Stuttgarter Bank*, längst zu einem angesehenen regionalen Kreditinstitut geworden, das gerade auch in den letzten Jahren eine fruchtbare Tätigkeit entfalten konnte, was mit Fug und Recht ganz allgemein auch von der Zentralkasse der *Württembergischen Volksbanken*

# WELTSPARTAG

30. OKTOBER 1950



## SPARE

bei der öffentlichen Sparkasse



## Garten und Haus

mit ausreichendem Wohnraum, die bleibende Heimat für die Familie, eine ideale Versorgung für's Alter erreicht man zuverlässig mit steuerbegünstigtem

## Bausparen!

Öffentliche Bausparkasse  
Württemberg

Stuttgart N

Zeppelinbau





ALLBANK

## ALLGEMEINE BANKGESELLSCHAFT

— früher Dresdner Bank —

**Stuttgart**

**Mannheim**

Heidelberg, Heilbronn, Karlsruhe, Pforzheim, Ulm, Göppingen: Decker & Co.

Erledigung sämtlicher Bankgeschäfte — Akkreditierte Außenhandelsbank

gesagt werden muß. Bedingt durch die wirtschaftliche Struktur des Landes fand der genossenschaftliche Gedanke im Kreditwesen, der in Deutschland jetzt 100 Jahre wirksam ist, auch in Württemberg starken Widerhall. Gegenwärtig bestehen in Württemberg 103 Volksbanken, von denen mehr als 80 bereits schon seit mehr als 75 Jahren bestehen. Alle württembergischen Volksbanken sind bankmäßig ausgebaut.

Die *Württembergische Heimstätten-GmbH.* in Stuttgart, die seit ihrer Gründung 1936 mehrere tausend Wohneinheiten in allen Landesteilen errichtet hat, ist z. Z. in besonderem Maße im sozialen Wohnungsbau in Nord- und Südwürttemberg tätig. Sie verbaut jährlich viele Millionen Spar- und Steuergelder und erfüllt eine wichtige sozialpolitische Aufgabe, da sie überwiegend Bauherren betreut, denen die fachliche Erfahrung für die Durchführung eines Bauvorhabens auf allen Gebieten fehlt, und für die in der Regel ein anderer geeigneter Bauträger nicht vorhanden ist. Sie baut für Dritte im Rahmen des gemeinnützigen Wohnungsbaues Eigenheime und Mietwohnungen. Zur Erfüllung ihrer Aufgabe arbeitet sie eng mit den zuständigen Staats- und Gemeindebehörden zusammen.

Banken und Sparkassen sind heute unentbehrliche Faktoren geworden, bei denen sich Menschen – und Wirtschaftskennntnisse in außerordentlichem Maße verdichten. Sie stellen das wichtigste Element in der Dynamik der neuen Zeit dar.

## Württembergische Bank

(früher Württembergische Notenbank)

**Stuttgart N**, Friedrichstraße 22

Sammelruf 9 13 48 · Fernschreiber 069/768 und 861

## AUSSENHANDELSBANK

Filialen: **GÖPPINGEN**

Poststraße 44, Ruf 39 41

**ULM/DONAU**

Hirschstraße 9, Ruf 24 71

**TÜBINGEN:**

Bankhaus Rubensdörffer & Co., Komm.-Ges.

Uhlandstraße 20, Ruf 31 07



## BANKVEREIN

(FÜR WÜRTTEMBERG-BADEN)

(FRÜHER COMMERZBANK)

**Stuttgart**

Königstr. 11–13

**Mannheim**

P 3, 1–2

Beratung in allen Geldangelegenheiten — Akkreditierte Außenhandelsbank — Steuerbegünstigte Sparkonten





**Pfundbriefe**  
eine  
gütverzinsliche  
und sichere  
Geldanlage!

**Württembergische Hypothekenbank**  
Seit 1867

Erhältlich bei allen Banken und Sparkassen zu Originalbedingungen, sowie an unserer Kasse in Stuttgart, Büchsenstraße 28



## Württembergischer Kreditverein

Aktiengesellschaft

Bodenkreditanstalt

**Stuttgart N**

Kanzleistraße 34

*Wir empfehlen unsere steuerbegünstigten 5%igen  
DM-Hypothekenpfandbriefe*

**Wir sind wieder allein in unserem Hause**  
**Calwer Straße 36**



**Führendes Haus für**  
**Gesundheits- und wärmetechnische Anlagen**  
**Elektrische Licht- und Kraftanlagen**  
**Spezialhaus für elektrische Beleuchtung,**  
**elektrische Geräte aller Art,**  
**Gas- und Elektroherde Junker & Ruh**



**Gas & Wasser Stuttgart**  
*Böhm, Hörle, Schuster & Co. K.G.*  
**Calwer-Straße 36**

# PELZ Bogh

## Pelzbekleidung

aus eigenen Werkstätten

## Pelzaufbewahrung

in Spezialräumen

**STUTTGART N THALMANNSTR. 6**

Telefon 94098 frühere Lange Straße





# *Lusa Modelle*

Ein Begriff für  
**PASSFORM und QUALITÄT**

*Schneider & Sohn* G.m.b.H.  
Corsetfabrik Heubach-Württ.

---



FABRIK SILBERNER UND VERSILBERTER TAFELGERÄTE

*Otto Wolter*  
SCHWÄB. GMÜND



*Werkstätte Perli*

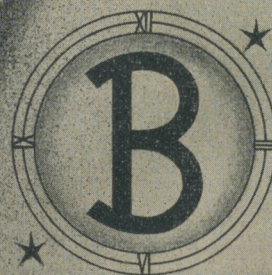
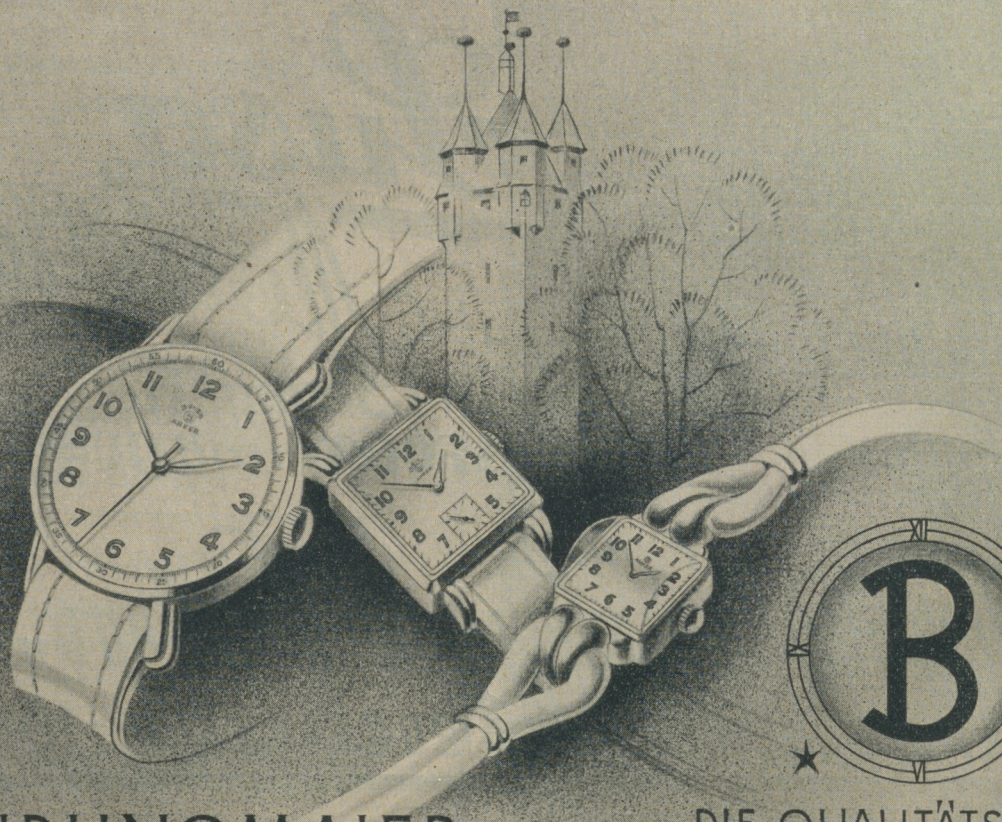
Schwäbisch Gmünd

Telefon 26 76

\*

*Modischer Schmuck*

aus echten und unechten Materialien



DIE QUALITÄTSUHR

**J. BIDLINGMAIER**  
SPEZIALFABRIK FÜR ARMBANDUHREN

SCHWABISCH-GMÜND



# Unsichtbare Augengläser System Müller-Welt

leicht, unzerbrechlich und gut verträglich

CONTACTA G.M.B.H. KÖNIGSTRASSE 31 (HAUS WALDBAUER)

Altbewährt wieder lieferbar

SCHMELZER'S

**Bad Mergentheimer Pillen**



Nr. I mittelstark abführend

Nr. II verstärkt

(aus vorwiegend pflanzlichen Stoffen)

Erhältlich in allen Apotheken  
oder durch den Hersteller

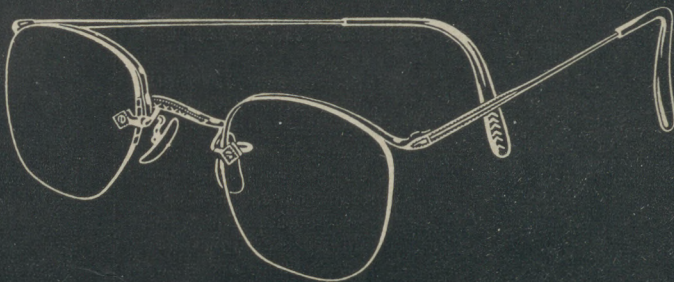
**Schmelzer's Merz'sche Apotheke**  
**Bad Mergentheim I**

*Hast Du eine Dankesschuld für erhaltene  
Care-Pakete und Liebesgaben abzutragen,*

dann schicke Deinen Angehörigen die prächtigen SCHWABENLAND-Heimathefte zu Weihnachten hinaus und Du wirst echte Weihnachtsfreude bereiten. Versand nach allen Weltteilen. Nähere Auskunft durch:

**Verlag Eugen Wahl, Stuttgart O**  
Urbanstraße 35, Telefon 9 19 38

FABRIKATION  
FORMSCHÖNER  
QUALITÄTS-  
BRILLEN



IN DOUBLÉ, PLATINAL UND  
ZELLHORN

**FMG**

**FERDINAND MENRAD**

BRILLENFABRIK

SCHWAEBISCH GMUEND

WÜRTT.



**Bürk** seit  
1855

Wächter-Kontrolluhren  
Arbeitszeit-Registrierapparate  
Zeitstempel, Zeitrechner, Elektr.  
haupt-u. Nebenuhren, Signalluhren  
Einzeluhren. Prosp. Sch. direkt von

WÜRTT. UHRENFABRIK BÜRK SOHNE / SCHWENNINGEN a. N.



**Teppiche**

Vorlagen · Bettumrandungen · Läufer ·  
Stoffe aus Velour und Haargarn

**STEEGMÜLLER**  
STUTTGART, KÖNIGSTR. 16 • TELEFON 95124 / 25  
Fachgeschäft für Orient- u. Deutsche Teppiche  
Gardinen · Möbelstoffe und Tapeten.



# GEMEINDEGASTHAUS UND WEINHANDLUNG KORNTAL

Bekannt im ganzen Württemberger Land und darüber hinaus

SCHÖNE RÄUME FÜR GESELLSCHAFTS-, VEREINS-,  
FAMILIEN- UND BETRIEBSFEIERN · GARTENWIRTSCHAFT

Endziel schöner Wanderungen ab Stuttgart

Straßenbahn-Haltestellen: Schützenhaus · Weil im Dorf · Stammheim · Zuffenhausen

## Mein winziges Schaufensterchen

in der Neckarstraße 45 hat schon manche Passanten davon abgehalten, hereinzukommen, denn wer nicht Bescheid weiß, kann unmöglich ahnen, welch' ungewöhnlich schöne, vielseitige und preisgünstige Auswahl hinter diesem Fenster steckt.

Bitte fassen Sie „Mut“ und haben Sie Vertrauen. Es ist mir eine Freude, Ihnen aus Tausenden von Fellen, Pelzen und fertigen Pelzmänteln das zu zeigen, was Ihnen gerade Freude macht.



Bitte,  
besuchen Sie unverbindlich

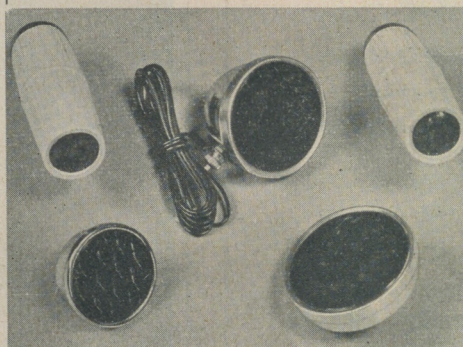
**EMIL Haas**

**Felle und Pelze**

Stuttgart · Neckarstraße 45

## Adolf Scholze · Schwäb. Gmünd

Paradiesstraße 23 · Fernruf 22 82



Fahrradgriffe  
mit Rückstrahler  
Pendelrück-  
strahler mit  
Leuchtfenster  
ges. gesch. sowie  
Schlußleuchten  
für Fahrräder  
und alle übrigen  
Rückstrahler

## Neueingänge in Bouclé-Teppichen

ferner große Auswahl in durchgewebten  
Teppichen · Läufert · Bettumrandungen ·  
Tischdecken · Gardinen-Stoffen · Kissen-  
platten · Betten · Steppdecken · Matratzen

**Teppich-Fischer**

Stuttgart

Lautenschlagerstraße, gegenüber dem Metropol-Palast

**KOFFER Ecke**

Spezialhaus für Reiseausstattungen  
**STUTTGART, KÖNIGSTRASSE 12**

Reisekoffer  
Reisetaschen  
Reisenecessaires  
Kleinlederwaren



Im Schwabenland seit  
über hundert Jahr' bekannt

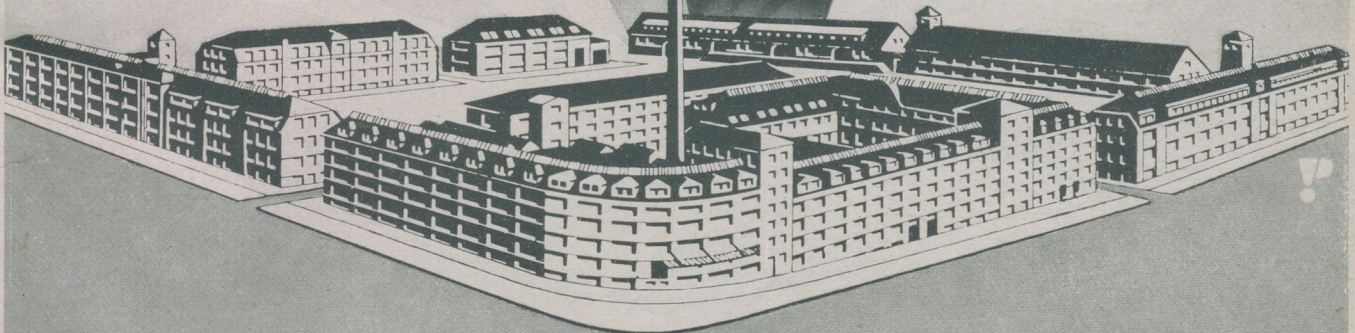
**Spielwaren-Kurtz**

Stuttgart — am Marktplatz  
mit Puppenabteilung: Kirchstraße 10



# Triumph

*modisch  
elegant  
haltbar  
bequem*



Spiesshofer & Braun • Heubach-Württ.  
**Die grösste Corsetfabrik in Europa**





**Die Qualitätsmarke**